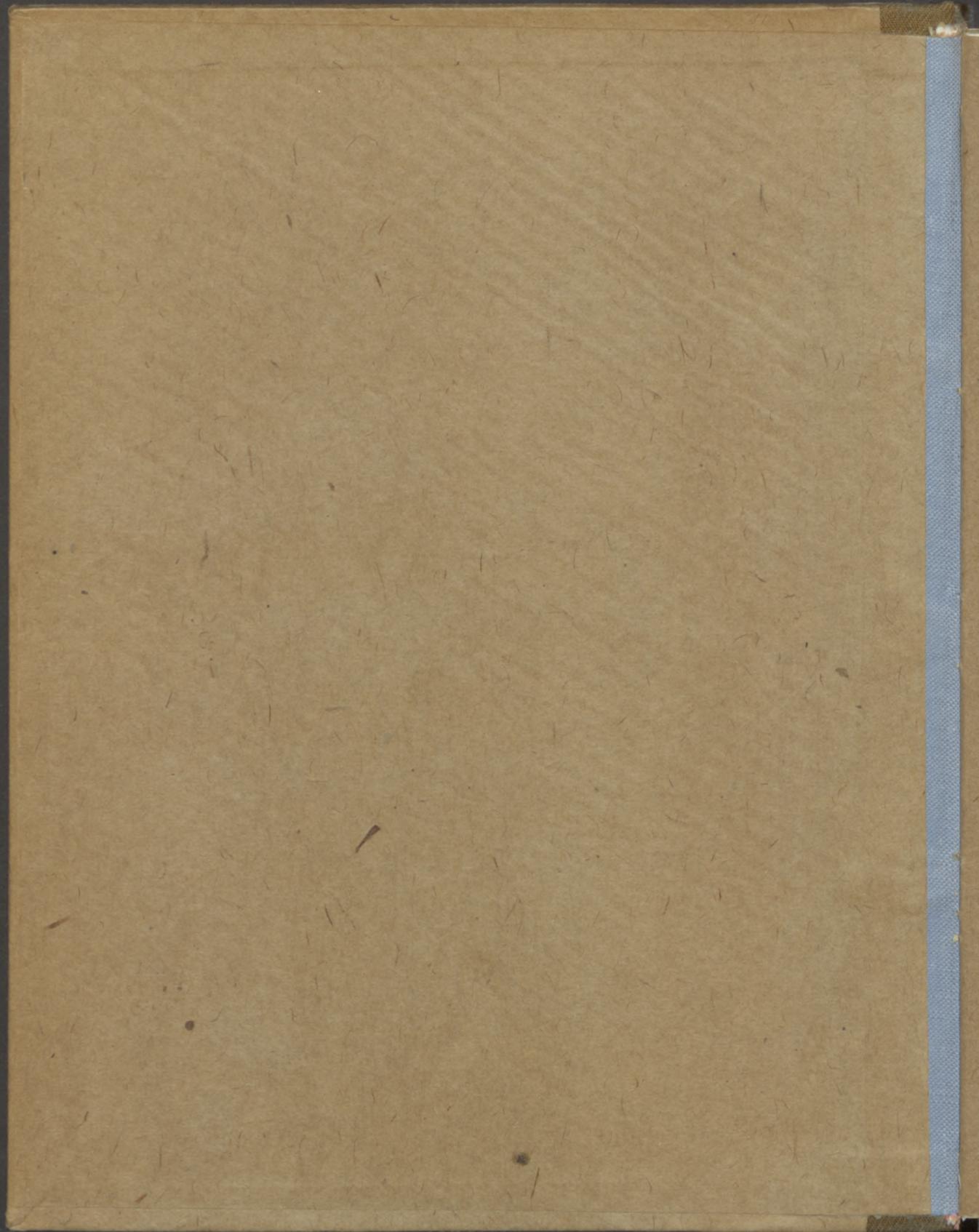


22



Biblioteka  
UMK  
Toruń

349774

Adolf Dygalski . .

# Lebensfreuden

Deutsch von M. Sutram . . . . .



349774



Verlag von .....  
Dr. J. Marchlewski & Co.,  
München .. [1903]

.....  
Druck der .....  
Vereinigten Druckereien und  
Kunstanstalten, München ..

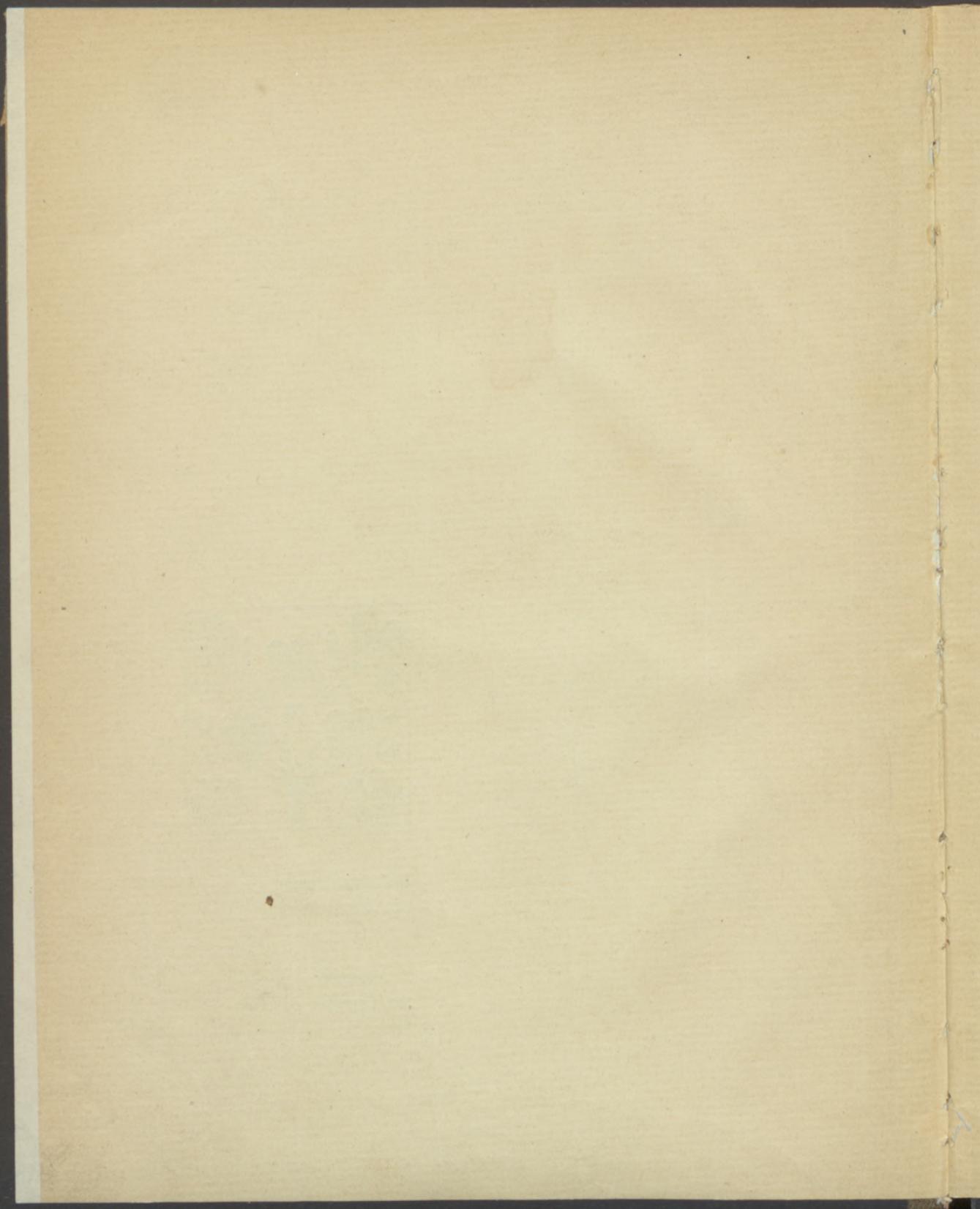
K. 2279/03



Umschlagzeichnung  
von Jan Bukowski

.....

Buchschmuck ○○○○○○  
von Eugenius Dąbrowa,  
Krakau ○○○○○○









entstammte dem höchst altertümlichen Neste der Zaunkönige. Nie hatte sich in der langen Reihe der Jahrhunderte ein Tropfen fremden Blutes in ihre Adern verirrt, nie ein Stammesfehler die Ahnen mütterlicher- oder väterlicherseits befleckt und doch wimmelte der Forst von Sängern, die dem schönen Geschlecht gefährlich werden konnten, von Tänzerinnen, die

bereit waren, die Ritter in ihren Nesten zu fangen.

Da waren die Nachtigallen, die Meisen, verschiedene Hänflinge — ganze Operngesellschaften, Zirkusbanden und Ballets!

Und doch waren die Zaunkönige immer arm und sind es geblieben, denn wenn sie freien, ist es nicht der Mitgift halber. Das Gemüt unseres Vogels, in dessen Familie die Erziehung von Geschlecht zu Geschlecht echt vaterländisch war, und die ererbte fehlerhafte Flügelbildung bewahrten ihn vor dem Kosmopolitismus der Wandervögel. Dagegen kannte er jeden Winkel der Heimat genau und hatte eine ungemeine Fertigkeit erlangt, die gewundenen und engen Irrwege der Wildnis am Proudnik zu durchdringen.



Eine Menge Abenteuer hatte er dort erlebt, von denen die anderen Vögel keine Ahnung hatten. Die List der Füchse überlistete er, der Raubgier der Krähen, Katzen, Elstern und Sperber bereitere er Enttäuschungen. Er ließ sich nicht verblüffen. Auge in Auge stand er oft der Maus, der Eidechse, der Schlange, dem Maulwurfe, dem Igel gegenüber und machte sich nichts daraus: husch! war er mit einemmale spurlos verschwunden. Wie oft hatte er heißen Strauß mit der Kröte bestanden und ihr eine Blattlaus oder eine Spinne aus dem Rachen geraubt.

Alle diese Tiere waren ihm etwas so Alltägliches geworden, daß er ihrer kaum noch achtete. Ja! wie oft sang er sogar, wenn ein Bär, eine Schlange oder ein Mensch vor ihm stand! Aber eine unaussprechliche Angst erfaßte ihn, wenn in der Nacht der schreckliche Ruf im Walde erscholl: Uhu-huu! Uhu-huu! Dann erbehte das Herz in der Brust des Tagvogels, der Schlaf floh seine Lider und unheilkundende Ahnungen quälten seine Seele.

Wäre es doch nur bald wieder hell!

Er wäunte, dieser Rufer sei ein giftiger, grausamer Drachen, mit zerzausten Zotteln, mit einem scheußlichen Kopf, einem wuschnaubenden, mit todbringenden Zähnen versehenen Rachen, und er war überzeugt, dieses Ungetüm lauere auf die ganze Vogelwelt, sein Blick und sein Atem bringe den Tod.

Bebend rieb er sich am Morgen die Augen, machte sich auf den Weg und sah die Spuren vergossenen Blutes, die ausgerupften Federn



der Zeilige, Stieglitz, Amseln, Meisen, Drosseln, Spechte und Mandelkrähen. Das ist sein Werk! das Werk des unsichtbaren Ungeheuers, das in der Nacht so furchtbar, so grauerregend heult! Der Zaunkönig ächzte furchtbar: Tschick, Tschick, Tschick!

Und er verschwand irgendwo in einer Erdhöhle, als wollte er sich vor dem selbst geschaffenen Bilde des Drachens flüchten, den er noch nie gesehen. Und das furchtbare: Uhu-huu! tönte ihm immer noch in den Ohren.

Die flammende Sonne stieg immer höher am Himmel empor und immer leiser wurde die Angst des Zaunkönigs. Schreck und Unruhe schwanden aus seinen schwarzen Augen und das Leuchten des Glückes, der Hoffnung und des Glaubens an das Leben strahlte aus seinen Blicken.

Sonne, Sonne! Du lichter König des Himmels, warum scheinst Du uns nicht immer? Warum verläßt Du Deine Kinder in der Nacht und läßt sie ein Raub des nächtlichen Schreckens werden? Warum scheinst Du der Erde im Winter so kurz, so ohnmächtig, und läßt uns Deine Wärme entbehren? Sonne, Du gute, wohlthätige Wahrheit verlaß uns nicht!

Der Zaunkönig war ein echter Heide, ein Sonnenanbeter. Am Tage lebte er, die Nacht erfüllte ihn mit Schrecken. Der hellen Sonne diente er und sang ihr innige, lobpreisende Hymnen. Die Nachtigall singt um gehört zu werden; hell ertönt ihr Gesang, wenn der Himmel



nächtlich beleuchtet ist. Das Lied des Zaunkönigs ist nur der Ausdruck seines Lebensbedürfnisses: es ist der Sonne geweiht und klingt leise und lehnfüchtig inmitten des Treibens und Lärmens des Tages. Es kümmert ihn nicht, ob er gehört wird: er betet und ist glücklich. Unverhofft, wie aus der Erde gewachsen, springt er hervor und ruft: Tschick, Tschick, Tschick!

Blickt umher, hüpfet nach rechts, hüpfet nach links und verschwindet, um wieder zu erscheinen. In den Adern dieses winzigen, schwachen Wesens fließt reiches Blut, es wird allen Aufgaben des Lebens gerecht.

Im Sommer verkehrte er oft freundschaftlich mit Rotkehlchen und Nachtigall: eine Brüderschaft des Geistes webte ihr Band zwischen diesen Vögeln. Sonst aber führte er ein einsames Leben, ohne sich jedoch den verschiedenen Pflichten zu entziehen, deren Erfüllung das allgemeine Wohl der Waldbewohner bedingt. Wo ist auch ein Freund zu finden, dessen Treue ewig währt?

Offen gesagt, ist die Nachtigall eitel und unistät; das Rotkehlchen ist ein kleinwenig tölpelhaft und ein Schwächling. Aber diese beiden sind wenigstens Sänger von Gottes Gnade, sie lassen ihr Licht in fremden Ländern leuchten und die Welt erfährt, daß es ein schönes Land am Proudnik gibt. Der Sempel ist ein sentimental-gefühlvoller Troubadour; bald hat man seine Gesellschaft satt. Der Fink ist ein zanklüchtiger, eingebildeter Fant und führt immer sein eigenes „Ich“ im Munde. Die Meise ist die personifizierte Scheinheiligkeit. Sie sitzt auf zwei Stühlen und ist immer bereit, den Freund zu verraten, wenn



ein Gewinn dabei herauszuschlagen ist. Der Sperling ist ein hausbackener Egoist, der nur für sich und seine Familie lebt. Von den Elstern, Hähnern, Krähen und Würgern werden schreckliche Dinge erzählt. Immer heißt es: Das ist ein Räuber, ein Spion, ein Kuppler, ein Wegelagerer.

Natürlich ist vieles davon übertrieben.

Bei den Vögeln des Waldes stand der Zaunkönig im Rufe eines Wahrsagers und Warners, und da er die Wahrheit sprach, fand er allgemein Glauben. Die Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Amseln und Nesselinken trauten ihm so unbedingt, daß sie seine Warnungen und Alarmrufe weiter in den Wald trugen, ohne sich vorher überzeugt zu haben, welcher Art die drohende Gefahr sei. Die Spechte, Drosseln, Turkeltauben, ja selbst die Eichhörnchen riefen dann — jedes auf seine Art: Achtung! Achtung!

Natürlich betraf das gewöhnlich die Nester, die Jungen, die teuren Eier, die Zukunft der Geschlechter. Und es gab Grund genug auf der Hut zu sein: bald strich der Fuchs um das Nest der Huerhenne, bald bedrohte der Sperber die jungen Drosseln; die Elster oder der Hähler war in der Nähe eines Stieglitznestes, oder — und das war das größte Unglück — der Kuckuck spähte umher, wem er sein Ei einschmuggeln könnte.

Der Zaunkönig ließ seinen Warnungsruf ertönen und alle Vögel verdoppelten ihre Wachsamkeit und thaten, was den Umständen angemessen war. Also — die Starken und Mutigen überfielen den Feind in



geschlossenen, lärmenden Reihen. Die Schwachen und Furchtflamen stöhnten vor Angst und flohen in ihre Schlupfwinkel. Andere waren große Helden, sobald sie sich in Sicherheit wußten.

Jeder Vogel laugt die beste Art des Kampfes mit dem Erbfeind aus dem Mutterei.

Der Zaunkönig erfüllte seine Bürgerpflicht; oft störte er die ganze Wildnis auf; darauf schlüpfte er in das erste beste Mauseloch, oder verichwand in einem Haufen Reilig, oder welker Blätter.

Nach einer Weile erschien er wieder und rief: Tichick, tichick, tichick!

Denn das war sein steter Ruf, aber es klang anders, wenn er ankündigte: Achtung, Bürger! und wieder anders, wenn er seiner Satten- oder Vaterliebe Ausdruck geben wollte, oder wenn er seiner Freude, seiner Trauer, seiner Bewunderung, Verehrung und Hoffnung laute verlieh. Drückt doch oft auch der Mensch alle diese Gefühle mit einem und demselben Rufe aus. Er warnte laut und öffentlich, sang aber leise und im Verborgenen. Trotz seiner Unansehnlichkeit war er sehr klug und lebensstüchtig: er war einer von denen, die sich die Butter nicht vom Brote nehmen lassen. Ein Einsiedler, der das Treiben der Welt flieht, verlebte er die meisten seiner Tage in abgelegenen, heimlichen Winkeln — verbrachte sie vielleicht in Grubeleien. Aller größeren und kleineren Höhlen war er kundig, kannte alle Schlupfwinkel in morschen Bäumen, alle Felsengrotten, in denen die Eulen und Fledermäuse hausen und die Gebeine der Ururahnen vermodern und zu Asche werden. Seine Lebensführung hatte für die Vögel, die zum Aberglauben neigen, den Reiz des Geheimnisvollen.



„Sicherlich weiß der Zaunkönig viel mehr, als wir alle, die wir nur an der Oberfläche der Erde leben.“

Das glaubte man allgemein, und hielt ihn für einen Zauberpropheten. Die Menschen — seine Zeitgenossen, die noch abergläubischer waren als die Vögel, verehrten ihn sogar, da er ein so geheimnisvoller Vogel war.

Ob guter oder böser Geist, auf jeden Fall ist es sicherer, ihm die Ehrung nicht zu versagen.

Mit Ausnahme der Habichte, der Raben und der Krähencharen nahm es jeden Wunder, daß der Zaunkönig auch im Winter sang.

Die Poesie müßte Hungers sterben, wenn sie nur von der tatsächlichen Wahrheit leben wollte. Uebrigens ist die Seele jedes lebenden Geschöpfes die wesentlichste Wahrheit.

Unter geflügelter Feld lebte in den kritiklosen Zeiten des Heidentums: des Sonnenkults, der Verehrung der Göttin Wanda, der Göttin des Lebens — Schiwa —, in den Zeiten des allgemeinen Glaubens an den rastlosen Kampf der Gottheit des Lichts mit dem Dämon der nächtlichen Finsternis. Ein makelloser Anbeter seiner Waldheimat, lebte er grundglücklich im Gotteswald am Proudnik.

Nur dieser furchtbare Drachen, der Nachtteufel, dies Schreckliche Uhu-huu! Das Böse mit den flammenden Augen, das die undurchdringlichen Dickichte durchstößt, über die Heiden und sumpfigen Wiesen irrt, bis an die heiligen Quellen und Seen sich wagt! Schon heult es wieder, und furchtbarer ertönt seine Stimme, als das Heulen eines ganzen Rudels Wölfe.



Eile herbei, oh lichte Gottheit! Vernichte den König der Finsternis,  
den Todfeind des Lebens!

Das Ungeheuer der Höhlen am Proudnik, der Gewaltige der Nacht glied nicht im entferntesten dem Bilde, das in der überquellenden Phantasie des Dichters-Zaunkönig lebte. Seine Farbe war die eines Felsenblocks — und wie dieser war er mit schwarzen Hieroglyphen auf grauem Grunde gezeichnet. Den ganzen Tag brachte er in den Felspalten zu oder im Blättergewühl, an einen Baumstamm gedrückt. Finster, geträubt, zornig, oder auch traurig, schlummert er im fröhlichen Tageslicht mit halbgeöffneten Augen, und um ihn her brodelte das Treiben des Lebens. Jetzt hört er ein Geräusch in der Nähe seines Schlupfwinkels, spitzt zwei schwarze Federbüschel, die seinen Kopf an den Ohren zieren, und heftet ein paar mächtige runde, wie zwei Dukaten blizende Augen auf das benachbarte Laub.

Ach! nichts von Bedeutung ist im Walde vorgegangen! Der Bär auf seinem Lager hat lauter gebrummt, eine wilde Katze hat den Gipfel eines anderen Baumes erreicht, ein altes, langweiliges Wildschwein hat die unverschämten Wölfe zornig angefaucht, die sein Fleisch und seine Haut erben wollten, der Specht hat ein zu großes Stück Rinde mit dem Schnabel abgehackt, zwei Eichhörnchen jagen sich im Spiel. Das sind bekannte Laute in unserem Forste.

Er hüllt sich also tiefer in seinen weiten, schwarzgestreiften Mantel, daß nur noch die mit gewaltigen Krallen bewaffneten Füße hervorlugen.



Die schwarzen Federbüchel sind auf das ansehnliche Haupt zurückgefallen, das eine hackenförmige, spitze Nase ziert. Seine furchtbaren Augen, der Schnabel und die Krallen zeigen deutlich, dass er vom nächtlichen Raube lebt.

Und wieder schlummert er mit halbgeschlossenen Augen. Der Fürst der Dunkelheit erwartet den Anbruch der Nacht: erst dann weiß er zu herrschen.

Die Sonne geht farbenprächtig unter; ihre letzten Strahlen küssen die Baumwipfel und die Spitzen der höchsten Felsen zum Abschied.

Die goldene Abendröte steigt am Himmel auf und blickt liebend auf die ungeheueren Wälder hernieder, deren Schatten die Erde allzufrüh in den Mantel der Nacht hüllen. Der Kuckuck ruft der erschlaffenden Welt sein: Gutenacht! zu, die Krähen haben zum letzten Mal gekrächt, der Lärm des Tages ist verstummt. Dichte Finsternis umfängt die Sohlwege und Felienschluchten, das Dickicht der jungen Baine. Weiße Nebel spannen sich über die Lichtungen, über den Fluß, den See und das Moor. Das Käuzchen hat seine Arbeit auf den Ebenen begonnen, die Fledermaus streicht über den Wald. Hoch oben glänzt der Sternbesäte Himmel, unten gähnt die bodenlose Dunkelheit.

Jetzt schickt er sich zum Herrschen an: seit einer Stunde hob er ungeduldig bald den einen Fuss, bald den anderen, kraute sich den Hals mit den Krallen, legte den Mantel zurecht, reckte sich, und seine Augen begannen zu funkeln, wie zwei Flammen. Sehnsüchtig erwartete er den Augenblick, der ihm gehören sollte. Endlich herrscht



überall Dunkelheit und Schweigen. Nur das Zirpen der Grille und das Rauſchen des Proudnik ſtörten die nächtliche Stille als er ſeinen Tagesunterſchlupf verließ. Zuerſt ſchlug er mit den Flügeln und rüttelte ſich, dann flog er leicht und unhörbar davon und ſetzte ſich auf einen Fieſengipfel, der das Tal beherrichte. Hier ſitzend, ließ er einen langgezogenen Laut erſchallen, den das Echo des Forſtes wiederholte: Uhu-huu! Iſt es eine furchtbare Begrüßung der Nacht oder die Ankündigung ihrer Schreckniſſe?

Wenn dieſe Koſung ertönt, zieht der Wolf und der Luchs auf Beute aus. Der Dachs verläßt ſeine Höhle, die Katze mit den blißenden Augen ſchleicht unter dem Gebüſch, der Fuchs ſpäht und wittert nach einer Jagdfährte. Die Auerochſen und Elentiere ſtellen wachſame Vorpoſten auf, Hirsch und Reh fliehen aufgeheßt von Dickicht zu Dickicht. Die Bewohner der Wildnis haben den wilden Hymnus gehört, der dem ſchwarzen Gotte dargebracht wird, den Aufruf zum Mord, zum Vergießen unſchuldigen Blutes wehrloſer Anbeter des Lichts.

Die Menſchen ſagen, der Ruf Uhu-huu! ſei die Stimme und das Gelächter des Teufels, und nennen denjenigen, der ihn ertönen läßt, einen Verwandten der Hölle. Denn ſeit Anbeginn der Welt gibt es Licht und Dunkelheit auf der Erde, und mit ihnen hat die Natur zwei Arten von Anbetern geſchaffen: die des lichten und des ſchwarzen Gottes.

Die Tagvögel ſind erwacht: von Finſternis umgeben, zittern ſie in töſtlicher Angiſt; manche haben die Beſinnung ganz verloren und fliehen aufs Geradewohl, um elendiglich umzukommen.



Das Geheul des Nachtungetüms ist grauenhaft, und seine Furchtbarkeit wird erhöht, wenn in den Stunden der Liebe zwei Stimmen erschallen: wenn die Braut dem Rufe des Geliebten antwortet. Denn dieses Geheul spottet der Welt, es verhöhnt sie mit teuflischem Lachen und fordert sie zum Kampf; es äfft die verzweifeltsten Klagen, das Stöhnen der Geschöpfe, die in grausamen Schmerzen verenden. Und wie schauerlich ist es erst, wenn der Sturm in den Höhlen pfeift, wenn die hungrigen Wölfe heulen und das Kreischen der gemordeten Geschöpfe mit dieser furchtbaren Stimme wiederhallt.

Uausiprechlich grauenhaft ist die Dunkelheit des Fortes für diejenigen, die in der Nacht erblinden und denen nur noch das Ohr zum Sehen wie zum Hören übrig bleibt. Je eindrucksfähiger die Seele, desto größer ist die Furcht. Leise, wachsam ist der Schlaf, gewöhnlich ohne Träume vom Glück. Die Furcht steigert alles ins Ungeheuerliche und färbt alles schwarz. Nie gesehene Ungetüme kriechen umher, ballen sich zu Klumpen, schleichen auf dem Boden, erheben sich in die Luft und schweben über der Erde, die nur noch eine Schwelle des Todes zu sein scheint. Und das unheilkundende: Uhu! huu! tönt und tönt im Walde und macht das Mark in den Knochen erstarren.

Wo seid ihr, lichte, gute Schutzgottheiten des Lebens? Strahlend und mächtig im Sonnenglanze, seid ihr im Dunkel der Nacht ohnmächtig, wie wir! Euer Auge wacht nicht, eure Hand schirmt uns nicht!



Wie furchtbar ist der unlichtbare Feind. Die Phantasie verleibt ihm die abenteuerlichsten Gestalten, dem Auge aber bleibt er immer fremd. In der Nacht hören wir nur seine Drohungen, seine haßerfüllten Verwünschungen. Am Morgen sehen wir seine Thaten: wohin das Auge schaut fließt das Blut der teuren Anverwandten, der Freunde: und er hat es vergossen. Schon die Sagen der fernen Urzeit bringen uns Kunde von ihm, von dem ewigen Kampfe des nächtlichen Drachens mit den Kindern des Lichts.

Aber ist das ein Trost?

„König der Sommertage, Herr des Festes der Liebe, leuchtende Sonne, erschaffe einen Vogel, einen Helden, laß ihn in die düsteren Höhlen des Berges der Finsternis dringen und den Drachen überwinden!

Denn siehe, der Mangel an Licht hat uns geblendet, die Furcht hat uns übermannt, und mit den Fesseln der Liebe an unsere Nester gekettet, zittern wir in der Finsternis der Nacht. Sein Auge durchdringt die Dunkelheit, er sieht, was in den Nestern vorgeht, und verhöhnt unsere Liebe, unsere Angst und unser Elend. Leicht wie eine Schwalbe fliegt er leise, leise daher, überfällt die Nester, zerstört das Leben. Den größeren Vögeln hackt er den Kopf ab und frißt sie stückweise auf.

Den kleineren zermalmt er die Schädel, bricht ihnen die Rippen und verschlingt sie auf einmal. Weder schützt der stachelige Panzer den Igel vor ihm, noch rettet den Hasen sein pfeilschneller Lauf. Und wie sollen wir armen Vögel vor ihm bestehen!



Selbst mit dem königlichen Adler nimmt er es auf — und raubt ihm die Jungen. Weh unserer Wildnis, weh!“

Der Tag graut, das Licht liegt, das Geheul des Ungetüms verstummt. Die Vögel denken nicht mehr daran, daß die schwarze Nacht wieder anbrechen wird, und singen freudefrunken, bis der Wald erzittert. Die eine Hälfte des Lebens ist Glück, die andere — Leiden: beide tauchen in die Ewigkeit und hinterlassen der Welt das Buch der Geschichte.

Ein früher Wintermorgen. Zwei Wälder stehen sich gegenüber: beide ehrwürdig an Fahren, beide schweigend, gleich schneebedeckten Bergen, die auf ewig vereist sind. Bugaj — der Gotteshain, und Bohbor — der Gotteswald — sind ihre Namen. Sie haben ein weißes Gewand angelegt, um das Fest der Sonne zu ehren, das so alt ist wie die Welt — das Winterfest. Es sind mächtige uralte Gotteswälder, wie sie unsere Vorfahren einst heilig hielten, und welche die Deutschen ausrodeten, um ihre Burgen dort zu bauen. Bis auf den heutigen Tag sind viele Wälder ausgerodet worden — und mit ihnen kamen viele, viele Menschen um und eine ungeheuere Zahl mannigfaltiger Geschöpfe. Die Opferstätten der alten Götter sind verwüftet, aber die Altäre der Natur stehen noch wie vor und die heimische Scholle ist geblieben und — das Volk im langen, weißen Kleid.

Es ist kaum zu glauben, daß diese in das Leidentuch des greifen Winters gehüllte Wildnis mit ihrer lautlosen Stille, eines der lärmendsten und bewohntesten Neister des Erdenlebens ist.

Dem Wald werden göttliche Ehren dargebracht, weil er groß und



geheimnisvoll war, wie das Meer, wie der Himmel. Ehre gebührt ihm auch heut; denn die Gebete der Ahnen, ihre Gräber, ihr vergossenes Blut haben seinen Boden geweiht.

Zwischen diesen Wäldern erstreckt sich ein Feld, das der heidnische Bienenzüchter, der erste Kolonist, der Wildnis entrissen; er hat das sumpfige Wasser abgeleitet, pflügt den Acker und streut den Samen aus. Hundert Pflugschnitte genügen wohl, um das ganze Neuland in einem Tage zu durchwühlen. Ein wilder, riesiger Birnbaum wächst in der Mitte des Feldes und die Kerbe am Stamme zeigt, daß er das Grenzmal des Besitzes ist. Die Wege kreuzen sich am Baume; am östlichen werden sie vom Wilde betreten.

Die ganze lange Nacht hindurch, die längste im Jahre, hatte es geschneit; der Schnee bedeckte die Schluchten, die Wege, die Ansiedelungen der Menichen, die Felder und Wälder. Erst kurz vor Tagesgrauen hatten sich die Wolken gelichtet und der Frost hatte der Erde seine eisigen Ketten angelegt.

Ein schmaler Saum des purpurnen Sonnenthrones lugt hinter den waldigen Hügeln in der Richtung der weitgerühmten Stadt Wisliża hervor.

Federleichte Schneefläubchen schweben an der Waldesgrenze in der Luft, und ungehörte Ruhe herrscht ringsum.

Auf den Ebenen ist der aufgehende Sonnenball noch nicht sichtbar; nur die Krähen, die am Saume des Gotteswaldes, des Bohbor, sitzen, können die wunderbare Röte des Aufgangs wohl schon von den Wipfeln der höchsten Tannen sehen. Gewiß sieht ihn auch der Sabidit, der



diese eilige Nacht auf dem Felde zwischen den Wäldern zugebracht hat, auf jenem Birnbaum mit der Grenzkerbe. Der waltende Vogel, der immer auf dem Kriegsfuße ist, pflegt diesen hohen Sitz gewöhnlich einzunehmen. Der Kämpfe der Luft — der wahre Markgraf jener Marken, erzwingt jeden Tag an den Kreuzwegen blutigen Tribut.

Wehe den Besiegten!

Nur der Adler macht ihm zuweilen seinen Thron streitig, wenn er von den Gipfeln der Karpathen bis hierher geflogen kommt. Als wenn er die Bedeutung des graublen Tages ermessen könnte, wandte der Habicht den Kopf gen Osten und sah mit unverwandten Blicken in den scharlachroten goldverbrämten Himmel.

Da — am Fuße der Tannen, auf denen die Krähen Wacht hielten, sprang plötzlich der Zaunkönig unverhofft unter dem Schnee hervor. Ein ganz kleiner Vogel — das reine Erdklümpchen. Er ist rostig — grau und betüpfelt, hat einen gestutzten Schwanz, und hüpfet rastlos umher, wie ein lebendiges Zeugnis der Wahrheit: Lieben ist Bewegung.

Unruhig und furchtsam schaute er umher, bewegte das Schwänzchen hin und her und rief:

Tschick, tschick, tschick! Gottlob, die Nacht ist vorbei, der Tag ist da! Und dann piepte er wieder verwundert: Oh, oh, wie hat das heute Nacht geschneit!

Auf der blendendweißen Schneefläche lagen hier und dort Moosblättchen und Körner verstreut. Der Kleine eilte hurtig auf das Getreisel zu, pickte ein paar von den Waldkrümchen auf, hob und senkte das Schwänzchen unternehmend, sprang lustig in die Höhe und tummelte



sich ausgelassen im Schnee, wie die Sperlinge im Sande. Die Wahngebilde, die ihn in der Nacht gequält, waren schon vergessen.

Tschick, tschick, tschick! Wahrlich, das Leben ist schön. Er machte einen kleinen Sprung, breitete einen Flügel aus und glättete ihn mit dem Schnabel: man muß auf sein Heußeres bedacht sein!

Nachdem er sich gebadet und die Federn geglättet hatte, blinzelte er nach rechts, dann nach oben, schwenkte sich im Kreise und nickte erst mit dem Kopfe, dann mit dem Schwänzchen.

Er hätte es nicht niedlicher thun können, selbst wenn er dabei hätte lächeln können, wie ein Mensch.

Froh und glücklich flog er jetzt auf einen nahen, ganz beschneiten Wachholderbusch und setzte sich federleicht, wie ein Schmetterling, auf ein Zweiglein. Hier piepte er wieder in größter Zufriedenheit, pickte ein kleines Schneeflöckchen auf und schüttelte ein wenig von dem weißen Flaume ab. Immer weiter hüpfend erreichte er den Gipfel des Strauches, sträubte sein Gefieder, blickte gedankenvoll in die Welt und wiegte sich ein Weilschen. Woran mag wohl so ein Zaunkönig denken?

Er erhob den Blick zum flammenden Himmel und nickte graziös mit dem Kopfe, als wollte er die aufgehende Sonne begrüßen.

Nach einer Weile wurde er ernst, schloß die Augen zur Hälfte — und begann — wer hätte es in dieser Jahreszeit geglaubt! — mit leiser, wohlklingender Stimme zu singen.

Nur die unbezwingbare Macht der Begeisterung konnte ihn heute zum Singen bewegen. Sein begeistertes, dem Glücksgefühl seiner guten



Seele entspringendes Lied tönte leise durch die in ihr Leichentuch gehüllte Wildnis.

Es war der einzige Ausdruck der Zufriedenheit mit dem Bestehenden, der hier laut wurde, und vielleicht ein Lied des Glaubens und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Lieblich, wie das Lallen eines Kindes, drangen die Laute einer reinen Freude aus der kleinen Kehle und zeugten von der tiefen Rührung, von der Begeisterung des Sängers.

Um mächtig zu fühlen und die tiefen Regungen der Seele kunstvoll wiederzugeben, muß man nicht durchaus ein Herz von großem Umfang und eine geräumige Kehle besitzen. Deshalb sind es auch nicht diejenigen, die sich an den Leibern verschiedener Toter gütlich thun, die der Welt die schönsten Lieder singen.

Die furchtbare Wirklichkeit droht ringsumher: alles, was lebt, leidet, reißt die erstarrten Hände, sorgt sich ums tägliche Brot. Viele stöhnen, murren, stoßen Verwünschungen aus und fluchen der Schöpfung. Auch ein unheilkundendes Krächzen wird laut: Heute ist es schlimm, aber morgen wird es noch schlimmer werden!

Der Zaunkönig aber, der Glückspilz, spottet der Kälte, des Hungers, des allgemeinen Sterbens und o Schande! es kommt ihm sogar in den Sinn, fröhlich zu singen.

Die Krähen bemerkten es zuerst; sie spitzten die Ohren und hörten deutlich, daß das Lied ungefähr sagen wollte: „Und drohen auch Hunger und Kälte noch so sehr — was sichts mich an! Man lebt doch nicht nur um des lieben Brotes willen.“



— Donnerwetter! das ist doch ein arger Mißton!

Im Nu hatten sie erkannt, wie unpassend es sei, in poetische Verzückung zu geraten, während alles ringsum dazu angethan war, Schludzen und klägliches Geheul zu erwecken. Verwundert, ja empört und voller Aergernis blickten sie von ihrer Höhe herab.

— Ist er verrückt geworden, oder hat er uns zum Besten? . . . Plagen könnte man vor Aeger über diesen Leichtfuß! Man müßte ein Exempel statuieren und ihn streng bestrafen. — Sie, die ernsthaften, in Gesellschaften lebenden Vögel, erwägen jetzt die Zukunft des ganzen Tages, strengen ihre Gedanken sorgenvoll an und sind am frühen Morgen zur Wahlstätte gekommen, um die wichtige Frage der Hungersnot zu erörtern. Und dieser Vagabund und herumstreicher, dieser Thunichtgut — der weder Fisch noch Vogel ist, singt lustig und zwitschert leichtfertig, wie auf einer Hochzeit; kein Zweifel, er verpötte sie, die ehrlichen Krähen, während sie vom grausamsten aller Schmerzen, vom Hunger gemartert werden.

— Verdammter Musikus! Hol' dich im Frühling der Sperber oder der Würger! Möge dir der Kuckuck sein Ei ins Nest legen!

Dem Zaunkönig war es gleichgültig, was sie von ihm dachten, und er sang immer weiter, trotz Hunger und Kälte. Heute zwang ihn weder die Liebeslust zum Liede, noch wollte er mit anderen Sängern um die Wette singen. Ein Anbeter des Lichts, fühlte er einen unbesiegbaren Drang in der Brust und sang sich selbst ein Lied. Oder sang er es der Sonne?



Glücklich, wer das Haupt erheben und beim Anblick eines blauen Himmelfleckchens das alltägliche Elend des Lebens vergessen kann. Die scharfen Dornen des Daseins schlagen ihm oft schmerzhaft Wunden, aber um so schöner lingt er dann! Ist er ein genialer Leichtfuß und Windbeutel, oder ein gottbegnadeter Prophet? . . . Gäbe es nicht seinesgleichen in der Wildnis, dann müßten ihre Einwohner im Sumpfe der Selbstsucht verkommen, in immerbohrender Sorge um das tägliche Brot; sie würden vergessen, daß der wunderschöne Himmel über ihnen ist; die Jagd nach den Gütern des fatten Wohlbehagens würde den Geist ans Kreuz schlagen.

Singe also, kleiner Zaunkönig, linge, und solltest du allen ein Hergernis bereiten!

Der Altweiberfommer ist längst vorüber, und das Siebengefirn glänzt wie Demantsplitter am nächtlichen Winterhimmel. Das Antlitz der lebenden Welt ist düster und streng und in seinen Zügen sind die Worte zu lesen: alles Uebel kommt von der Kälte und vom Hunger. Alles sucht leidenschaftlich nach Nahrung, alles mordet, stiehlt und verzehrt die sogenannten Gaben Gottes in verbissenem Schweigen.

Die lichten Gottheiten des Wachstums und des Sommers liegen in tiefem Winterschlaf. Andere Mächte sind an ihre Stelle getreten und herrschen, aber weder Güte noch Liebe spricht aus ihnen.

Mit jedem Tage hat sich dichtere Finsternis, grauenvolleres Sterben



E. Dąbrowska

auf die Erde gelagert, und Regengüsse, Stürme und eisiger Frost haben sie aller ihrer Reize beraubt. Wir zählen nur noch bewölkte Tage und schwarze Nächte.

Endlich ist die Natur ganz verödet und kleidet sich nur noch in Trauerfarben. Mütterchen Erde liegt auf der Totenbahre und harret ihrer Bestattung. Der Mond, der König der Jahreszeit, dringt mit seinem kalten Glanze in die jungfräulichen Wälder und weist den verirrtten Wanderern ihren Weg, — aber auch den Räubern und hungrigen Wölfen. Er beleuchtet die Gräber der Ahnen und Urahnen, die im ewigen Schlafe ruhen. In alten, alten Zeiten gab es mächtige Riesen unter ihnen, die einander die Axt über die Weichsel hin reichen konnten, und mit ihnen zugleich lebten Riesentiere und Riesenvögel auf der Erde.

Der Winter ist da! Finstere, böse Geister durchstreifen in den dunkeln Nächten die Welt — allerlei Irrseelen, Hexen, Totengespenster und Wehrwölfe. Unheilkündende Dämonen des Unglücks köhnen in den Wäldern, in den Wipfeln der Tannen, Fichten und Eichenbäume. Der furchtbare, mißgestaltete Gott des Waldes tobt rasend durch die Nächte. Er lauft, und wiehert, und pfeift, und klatscht, und fordert die hundertjährigen Eichen zum Zweikampfe heraus. Wütend fährt er in ihr Gedröh, knickt ihre Stämme und schlägt ihre Zweige ab. In den hellen Nächten aber, die frostig und sternenhell, jagt die Jungfrau, die Mondgöttin, mit ihren Sunden durch das Dickicht. Sie ist wunderbar schön, aber furchtbar drohenden Blicks. Ganze Herden ent-



letzter Auerochsen treibt sie vor sich her, oder verfolgt die Elentiere, Wildschweine und Hirche. Dann donnert der Wald, wie ein Gewittersturm und erbebt in seinen Grundfesten. Von den riesigen Bäumen stürzen die Schneedächer krachend und prasselnd herab, zermalmen die Sträucher und kleineren Bäumchen. Die wilde Jagd wird von dem Brüllen der entfetzten Bären, vom Heulen der Wölfe und vom Schrei des Drachen Uhu begleitet. Wehe dem Jäger, wenn er die Jungfrau, die drohende Mondkönigin, auf ihrem Pfade trifft.

Eine zahllose Menge schwarzer und grauer Teufel durchstreift die Erde, schreckt und quält alle lebenden Wesen.

Denn Licht und Wärme sind verschwunden, die beiden wunderbaren Mächte, die das Leben schaffen und erhalten.

„Der Tod hält seine Ernte“ und führt die Menschengeister die Milchstraße entlang nach jener Insel des ewigen Glücks, wo die Seelen der vor vielen Jahrhunderten verstorbenen Altvorderen leben, und die Seelen der Kinder, die geboren werden sollen. „Dort hört die Herrschaft des Feindes auf“, sagen die in Blut gebadeten Menschen von den Ufern der Elbe. In den Hütten sagen die alten Weiber wahr. Sie zeichnen viele Striche in die Asche und zählen dann: gleich, oder ungleich. Meistens ist es ungleich und bedeutet Unglück. Wie viel Sorge verurlichen diese Zeichen schon im voraus!

Gewiß ist ein Krieg im Anzuge, oder ein Hungerjahr, oder tödliche Krankheiten.

Dort werden am Spinnrad Geschichten erzählt, von den Zwergen



und Nixen, von Drachen und bösen Hexen. Jemand erzählt sogar — oh, erwünschte Kunde —, die lichte Gottheit des Frühlings sei schon insgeheim im Gotteshaine erschienen. Die Kinder verfolgen das Treiben der Wahrlagerin mit Entzücken und lauschen den Märchen, die die Milch der Seele sind, mit gläubigem Sinn.

So ist die Zeit vergangen und heute ist der Tag, an dem die Sonne den niedrigsten Stand erreicht: jetzt wird sie Kalt machen und darangehen, das Reich des Schwarzen zu erobern, seine Heere zu bezwingen und im Triumph am Himmel emporzufliegen; uns Erdenkindern aber Freude zu spenden. Heute feiern wir das winterliche Sonnenfest, das herrliche Fest, „an dem sich das Wasser in Wein verwandelt“.

Der festliche Tag ist gekommen und an seinem heiligen Abend feiern wir die Geburt der jungen Sonne am Himmel.

Oh Herr! segne unsere Wiesen mit reicher Mahd!

Schüsseln mit verschiedenen Feldfrüchten werden aufgetragen — mit Weizen, Erbsen, Bohnen und Mohn. Auch der Met darf nicht fehlen. Vor dem Mahl werden die Mönche gemeinschaftlich eine Schnitte Brot essen und einander Glück im kommenden Jahre wünschen. Der Hörige, der dienstbare Pflugmann ist heute dem Herrn und Vater und seiner Sippe gleich. Auch der Fremde ist am Herdfeuer willkommen, der als Gastfreund in die Umzäunung des Hofes tritt, — heute darf es auch ein Jude, ein Sklavenhändler sein.

Selten nur verirrt sich ein Gast in unsere Wildnis, die sich zwischen der Nida und der Schwarzen Pichemicha, zwischen der Weichiel und den



Quellen der Pilitza erstreckt. Ab und zu kommt einer von Snelen her, oder von Krušdwiža, einer von denen, die in Kujavien zu Hause sind oder in Masuren, oder an den wiesenreichen Ufern der Biura. Es ist ein Verirrter, der nach Krakau zog und vom Wege abgekommen ist, ein frommer Pilger, ein Salzverkäufer oder sonst ein Händler.

Heiliger, segensbringender Abend! Das Vieh im Stalle und der Hund, der Hahn und der Gänserich werden sich der Reize des Mahls erfreuen, denn sie gehören ja auch zum Hausgeinde. Die Mädchen werden den Chorgesang anstimmen, das Bäumchen mit Äpfeln und Nüssen schmücken und es an der Decke aufhängen.

Jetzt aber, ums Tagesgrauen — ist es kalt und frostig auf der Welt. Oh, wie kalt! Nicht die geringste Luft kommt einen an, die Flügel zu heben, denn sofort dringt der Frost in die erwärmten Achselhöhlen, ja, bis in das Mark der Knochen.

Und wie quallvoll ist der Hunger! Seit langen Wochen bedeckt Schnee die Erde und hat eine dicke, harte Eiskruite darüber gezogen. Das ist der Gipfel des Unglücks für alle, die ihr Futter unter dem Schnee hervorcharren müssen.

Der Tod hält seine Ernte!

Der Mensch hat seine Kammern vorsorglich mit Vorräten gefüllt; er kann am Winterfeste schwelgen, kann freigebig sein und den Göttern Opfer darbringen. Glückliche auch die Tiere, die diese furchtbare Zeit mit ihrem Frost und ihren Hungerqualen verchlafen. Glücklicher noch die Vögel, die die Zeiten des Elends weise vorausgesehen und in warme, reiche Länder gezogen sind. Uns hat die Liebe zur Heimat Feilseln



angelegt, sie hat uns an die Scholle gebunden, und wir, die Kinder der Wildnis, müssen unsere Anhänglichkeit schwer entgelten. Und niemand kommt uns zu Hilfe: die Erde, unsere Mutter, und das Sonnenlicht — unser Vater haben kein Erbarmen mit unserer Not. Sie verhäßeln ihre Nachkommenschaft nicht.

— Wir haben euch eine gute Erziehung gegeben und so viel Weisheit, wie ihr braucht, nun helft euch selbst! Uebrigens steht euch der Weg zur Vervollkommnung durch eigene Kraft frei!

Die Natur verabscheut die Schmarozer, die im Wohlleben fett geworden sind. Sie liebt die Anmut der tüchtigen Arbeit und weicht die feisten, entarteten Weichlinge dem Untergang.

Die guten Eltern achten in ihrer Erziehung darauf, uns zur Entwicklung unserer Geisteskräfte zu befähigen, denn nur durch diese allein wird jedes Geschlecht geadelt.

Tod den Dummen und Faulen! Ihrem Wesen nach sind die Raubtiere geistreiche Lehrer des Verstandes und der Thatkraft: wären sie nicht da, so gäbe es auch keine Zaunkönige in der Welt. Das Werk der Zuchtwahl schreitet von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, und jeder Tag, jeder Augenblick fügt dem Schatze eine neue Perle hinzu. Wir kennen die Wonne des Lebens nur, weil wir die Leiden des Lebens empfinden und einen steten Kampf mit ihnen führen müssen. Ein edles Glück ist der Triumph einer tapferen Persönlichkeit; aber der Weg zum Glück ist voller Dornen und Kampf. Und unterliegt



auch der eine oder der andere, so geht doch nichts unter der Sonne verloren, nur die Wandlung zum Besseren schreitet fort.

Läßt uns einen Blick auf das Leben und seine Kämpfe am Tage des Winterfestes werfen.

Der Habicht, der wilde, ungesellige Einliedler, sitzt hoch oben auf dem Birnbaum — er genügt sich selbst. Gefräßig und gierig, ja unerfättlich wie er ist, behält er seine standhafte Ruhe und überblickt kaltblütig die Gegend, obgleich er schon seit drei Tagen fastet: dieser mächtige Jäger versteht es, sich zu beherrschen. Anders die Krähen, die auf den Tannen am Rande des Gotteswaldes sitzen: sie sind ein hitziges, lärmendes Lumpenpack, das nicht aufhören kann, zu schwätzen. Sie trippeln ungeduldig auf den Zweigen herum, und das schöne Geschlecht setzt wunderliche Mienen auf, und ihre Blicke sagen den Männchen mit aller gewünschten Deutlichkeit:

— Wozu seit ihr die Familienhäupter, die Grafen der Scharen, die Heerführer der Krähengesolge? Der Hunger zerrt an unieren Eingeweiden, der Magen knurrt. Raffe sich doch einer von euch auf, um auszukundschaften, was vorgeht auf der Welt! Ihr seht, daß die Sonne heut den kommenden Tag der Sattenliebe ankündigt, die Zeit des Nestersbaus und der jungen Brut. Ihr Tölpel! — rühre sich doch einer! Wenn wir, euere Bräute und Sattinnen, noch vor dem Lenze Hungers sterben, oder alle Kräfte verlieren, wer wird dann die Eier der Zukunft legen? Schande über euch, daß das schöne Geschlecht euch mahnen muß, die gewöhnlichsten Pflichten zu erfüllen.

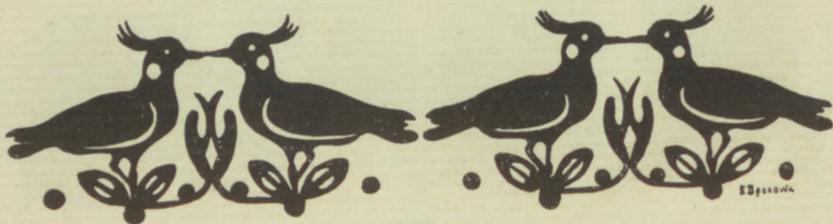


Solch Krächzen und Herumtrippeln wird seit Menschengedenken Volksversammlung genannt. Ein Beschluß war wohl gefaßt worden, denn die Augen der Krähen blieben auf einem Männchen haften, dem das Volk auftrag, in des Volkes Namen und für sein Wohl zu handeln. Natürlich anerkannte man die Tüchtigkeit des Erwählten und gab ihm daher zu verstehen:

— Vertrauensmann! Zieh' hinaus, rette die berühmteste Republik der Welt. Wir werden hier auf den Erfolg deines Unternehmens warten, und sobald wir die verabredete Lösung vernehmen, machen wir uns auf, um zur gedeckten Tafel zu eilen, oder, wenn es nötig ist, mit dir gemeinsam zu handeln.

Auf diese Weise wurde der erste Punkt der Hungerfrage erledigt. Als Kundschafter wurde ein kluger Kopf, ein verschmitzter Geselle ausgeschiedt, der seiner Findigkeit und Lebensweisheit halber berühmt war. Es war einer von denen, von denen es heißt:

— Er hört das Gras wachsen und weiß wo der Hund begraben liegt. — Es war ein Schlaukopf, ein geborener Staatsmann, ungeheuer gewandt im Entwirren aller verwickelten äußeren und inneren Angelegenheiten. Vor allem verstand er es ausgezeichnet, einen Stock in der Hand eines Menschen von jeder Waffe zu unterscheiden, die den Vögeln gefährlich werden kann. Zweitens erriet er die Tücke der geheimen Absichten der Menschen auf den ersten Blick und ging nie, niemals auf den Keim geheuchelter Gutmütigkeit. Dabei hatte er ein



gesundem Urteil über alle Dinge, und dieses Urteil wies ihm immer den geradesten Weg zum Fraß.

Ein wahrer Meister, wenn es galt, die Wachsamkeit einer Gänsemutter oder einer Gluckhenne zu täuschen, zeichnete er sich gleichzeitig durch Unverschämtheit und solche Verwegenheit aus, daß er dem Bunde tollkühn ein Stück Has aus dem Maule riß! In den Dörfern war er den Bunden und Hühnern, den Elstern, Sperlingen und Haubenlerchen, und überhaupt allen Tieren, die ihr Brot aus den Kehrlichthaufen scharren, als schamloser Dieb bekannt. Viele Jahrhunderte mußten vergehen, ehe solch ein Krähenheld geboren ward. Es ist nicht zu verschweigen, daß eine solche Persönlichkeit des Volksvertrauens nicht allzuwürdig war, aber in der Krähenrepublik heißt „ehrlich“ so viel wie „dumm“. Wir müssen auch hinzufügen, daß er seine Wahl hauptsächlich der Partei der Weibchen verdankte, denn — sagen einige — als Gatte und Familienvater soll er ein unbezahlbarer Schatz sein.

Das Gemeinwohl lag ihm insofern am Herzen, als er dabei seine egoistischen Zwecke erreichen und — wie man zu sagen pflegt — sein eigenes Hühnchen rupfen konnte.

Durch das Vertrauen seiner Stammesgenossen geehrt, schüttelte dieser Held den Schnee stehenden Fußes von den Flügeln und schlug die Richtung nach den menschlichen Niederlassungen der Imker am Gotteshaine ein.



Wo der emsige Mensch haust, läßt sich immer ein Bissen finden.  
Er flog, und unterwegs grübelte er und entwickelte in aller Stille  
seine ausgezeichneten Pläne.

— Es ist doch rein unmöglich, daß in dieser strengen Jahreszeit  
nicht irgendwo ein kränklicher Bock gefallen sein sollte, oder ein  
lungenschwacher Saul. . . . Ich ahne, daß sich meine Seele bald  
freuen wird.

Er flog, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit: unaufhörlich  
bewegte er den klugen Kopf, wandte den Blick bald nach unten, bald  
nach rechts, bald nach links.

Die am Rande des Gotteswaldes zurückgebliebenen Krähen, die  
hungrig und halberstarrt vor Kälte waren, schauten ihm vertrauensvoll  
und mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes nach:

— Auf diesen Kundschafter können wir uns getrost verlassen. Die  
Bestie ist ungemein talentvoll! Er ist so recht einer von den unieren!  
Bald werden wir seine Stimme hören:

**Fressen! Fressen! Fressen!**

Der bittere Frost zwang viele Vögel, sich den Schlaf aus den  
Augen zu reiben und sich Bewegung zu verschaffen, umso mehr, da  
jeder um sein Frühstück bangte.

Das mühselige Tagwerk begann also im Ernste, und die Wildnis,  
unser Heimatland, nahm das Aussehen einer Schüssel an, aus der sich  
jeder einen Bissen fischt.



Nur der Zaunkönig fang, ohne darauf zu achten, daß die ringsum nach Futter suchenden Vögel immer wieder sagten:

— Zaunkönig, dummer Träumer du!

Der Specht verließ seinen nächtlichen Unterschlupf in der Höhlung eines Baumes, stieß einen dem Menschenlachen ähnlichen Schrei aus und umkreiste kletternd die bemoosten Stämme.

Er ist ein fleissiger, tüchtiger Vogel, unterseht, mit starkem Nacken, derbem Kopf, stämmigen Schultern und einem starken Schwanz.

Er wird beständig von einem zahlreichen Gefolge von Hungerleidern kleinen Kalibers begleitet, von einem piependen, ewig klagenden Gesindel, das sich aus allerhand Meisenarten zusammensetzt.

Alle fangen sie dem Spechte mit der Geschwindigkeit, die den Tellerleckern eigentümlich ist, die Bissen vor der Nase weg.

Die Faulpelze stellen sich an, als nähmen sie auch an der Arbeit teil, aber bei Lichte besehen, beschränkt sich ihre ganze Thätigkeit aufs Essen.

Der gutmütige Specht erträgt die Zudringlichen geduldig, hämmert ohne Raß, entdeckt immer neue Nahrungsquellen und strebt mit erhobenem Kopfe immer höher. Keiner der Waldbewohner müht sich so schwer ums tägliche Brot. Er darf auch nicht anders, da andere ihm die Früchte seiner Arbeit rauben.

Ohne Träume legt er sich schlafen und kein Wahngewandte verbittert ihm die nächtliche Ruhe. Er ist ein Sklave, der verdammt ist, ohne Raß und Ruh für den Magen zu frohnden.



Die Vögel wurden einen Augenblick unruhig und blickten ängstlich ins Dickicht. Denn der Säher flog laut schreiend im Gebüsch auf, schüttelte den Schnee von den Zweigen und rief große Verwirrung hervor.

— Na, das ist nicht so schlimm! — Wir kennen dich, du Aufschneider! Du haltst Lust, im Trüben zu fischen, und wenn einer bei deinem Geschrei Angst bekommt und den Kopf verliert, möchtest du ihm den Hals umdrehen.

Es ist allgemein bekannt, wes Geistes Kind der Bruder der Krähen und Elstern ist. Nur die brave Rabenkrähe ist in dieser Familie aus der Art geschlagen; sonst ist die ganze Sippschaft ein verbrecherisches, betrügerisches und mordgeriges Geindel.

Wie ein Stück flammender Himmel hebt sich der Sempel von dem schneeweißen Hintergrunde des Waldes ab. Das schwarzlammene Köppchen auf dem Scheitel, die Federn geträubt, sitzt er auf einem Zweige und pfeift sehnsüchtig, weinerlich-gefühlvoll. Er ist immer so wehmütig gestimmt, so empfindsam und leidvoll. Ja, selbst an seinem Hochzeitstage piepte er so beweglich, als wollte er seine Braut zu Thränen rühren. In jedem Augenblicke seines Lebens blutet sein Herz an irgend einem schmerzenden Stachel: bald gedenkt er des Freundes, den der Sperber vor einem Jahre gerupft und gefressen hat, bald seufzt er seiner ersten Frau nach, was ihn aber nicht gehindert hat, im Frühling bereits zum dritten Male zu freien; bald beweint er das traurige Los seiner Söhne, Töchter und Brüder. Er ist so eine gute Seele, einer von denen, die sich für den Freund hängen lassen. Aber was hilft's — er weint zu viel und zu oft.



Der Seidenschwanz, ein Gait aus dem fernen Norden, ein Neuling in unserer Wildnis, hat sich auf dem Wipfel einer Eiche niedergelassen, wendet den Kopf mit dem schönen Krönlein nach allen Seiten, und in seinem Blicke malt sich Verwunderung und Enttäufchung.

Also das ist euer gerühmtes Slavenland? Ich glaubte, ins gelobte Land zu fliegen, aber hier ist ja das reine Sibirien. In meiner Heimat scheint wenigstens das Nordlicht in der Nacht.

Wie alle Wanderer, hatte er sich, Gott weiß was, eingebildet:

— Dort ist gewiß ein Paradies, ein Land, in dem Milch und Honig fließt.

Und wie enttäufcht ist der Hermite! Eben bemerkt eine einheimische Elster die Verlegenheit des Fremdlings und hüpfst von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, wackelt freundlich mit dem Schwanze, und hat offenbar die Worte auf der Zunge:

— Womit kann ich dienen? Ich bin ein kosmopolitischer Vogel, ich verachte keinerlei Arbeit!

Ich bin Vermittler, Kuppler, angenehmer Gesellschafter, zuverlässiger Wegweiser — ich stehe Euer Liebden zu Diensten.

Natürlich ist an alledem kein wahres Wort; sie möchte nur dem Ankömmling, der die Verhältnisse nicht kennt, etwas weiß machen und ihn ausnützen. Es ist begreiflich, daß sich der Fremdling im unbekanntem Lande unsicher fühlt, und der Seidenschwanz ist unfehlbar verloren, wenn er sich der sündhaften Elster anvertraut. Solche Vorkommnisse sind dann Schuld daran, daß es in der Welt heißt:

Am Prondnik werden die Fremden aufgefreifen.



Glücklicherweise warnt der gute Geist des Waldes:

Utschick, tschick, tschick! hütet euch vor der Elster.

Immer lauter ertönt der Widerhall des Kampfes ums tägliche Brot in der Wildnis, immer trauriger werden die Klagen ob der schlechten Zeiten.

Der hundertjährige Unglücksprophet, der Rabe, hat schon dreimal gekrächt und der Welt ein noch härteres Los angekündigt.

„Fluch, Fluch!“

Schrecklich ertönt das Krächzen des furchtbaren, schwarzen Vogels! Von den Leiden der Gefallenen fett geworden, kommt er wohl von blutigen Kampfplätzen daher und prophezeit uns Thränen!

Der Bote der hungrigen Krähen, hat auf seinem vorsichtigen Fluge den wilden Birnbaum von weitem umkreist, von welchem der düstere Habicht sein Gebiet überblickt.

— Wie er lauern kann, der häßliche Betrüger, der Zwiefracht läsende Störenfried! Oho! ich alter Praktikus lasse mich aber durch solche Fallen und Fäugerkniffe nicht verblüffen! Triebe mich der Hunger nicht zur Eile an, so würde ich die Meinen rufen, daß sie dir diesen Birnbaum verleiden!

Er schnellte empor, flog höher in die Luft und sein Blick reichte bis über die Grenzen der Habichtsherrschaft hinaus. Er flog weiter in siebernder Hast, wie es die ausgehungerten Krähen stets an Wintermorgen thun, wenn sie aus den Wäldern kommen. Plötzlich sah er in der Ferne einen beweglichen Gegenstand, einen dunkeln



Punkt, der auf der blendend weißen Schneefläche erschien und wieder verschwand.

— Sehe ich recht, so ist das ein Vierfüßler . . . ! Meine Ahnung, daß sich hier irgendwo ein guter Bissen finden würde, hat mich nicht getäuscht. Ah, der Teufel! Ist das ein Hase, oder ist es keiner? Richtig, ein Hase, und ein verwundeter dazu! Ausgezeichnet! Die weisen und guten Götter haben das schwache Häschen erschaffen, um den Krähen eine leichte Beute und ein schmackhaftes Mahl zu sichern.

Von der Ebene aus gesehen, steht die Sonne noch sehr niedrig am Himmel. Ihre grell leuchtende, flammende Scheibe stößt sich auf den Rand des Horizontes, läßt die Wolken ringsumher blutigrot erscheinen und vergoldet die beschneiten Wipfel der Waldbäume. Um diese Zeit quälte sich ein armes, gerupftes, jämmerlich mageres Häschen mühsam durch den hohen Schnee; ungelenk hob es die arbeitsmüden Kräufe und humpelte daher, als wäre es lahm.

— Verdammt! so ist mein Hasenlos!

Es war in dieser stürmischen Nacht auf Brot ausgegangen und hatte kein Glück gehabt. Oh, es war aber auch eine Höllennacht! Fest schliefen die Menschen in ihren moosbedeckten, gänzlich verschneiten Hütten und träumten von bösen Geistern, die grausamen Schabernack trieben in dieser letzten Nacht ihrer Herrschaft über die erstarrte Erde. Die Wölfe aber waren unterdessen in großen Haufen in die Niederlassung der Bienenzüchter am Gotteshain gedrungen, hatten die Ställe belagert und im Sturm ein Schwein, eine Kuh und einen Bock erobert;



auch manchen Hund hatten sie zerfleischt. Der Fuchs hatte sich an das Geflügel gemacht und es erdroffelt und davongetragen. Der Bär hatte die Bienenstöcke geplündert. Der Hunger hat den Krieg im Gefolge.

Wir, die Kinder der Wildnis, zitterten vor Furcht. Denn zwei Menschenhelden — der Eichenknicker und der Bergesfürzer, die Nachkommen der ausgestorbenen Riesen, hatten dem Waldgotte im Prondnikthale den Krieg angekündigt. Wäre der mächtige Donnerer — Perun in eigener Person vom Himmel herabgestiegen, so hätte er keinen größeren Aufruhr anstiften können.

Der Drachen, unser Todfeind, heulte fürchterlich, vergoß Blut und herrschte. Alle Söhne der Finsternis fischten im trüben Wasser. Es ist wohl nur der großen Gnade der Landesgötter zu verdanken, vielleicht dem Schutze der Göttin Wanda, daß die Wildnis heute nicht vom Antlitz der Erde verschwunden ist.

Dieser Hase also, der arme Schächer, war trotz des Sturmes auf Arbeit ausgezogen, hatte sich unsagbar geplagt und statt eines guten Bissens nur Beulen davongetragen.

Vielleicht hat ihn irgend ein Hund eingeholt, ein gemeiner Bracke, der Sklave des Menschen, und ihm ein Leid zugefügt.

Vielleicht hatte ihn der Fuchs gefaßt, der hinterlistige Reineke, und er ist nur durch Zufall mit dem Leben und einem Fell davon gekommen, das durchlöchert ist, wie ein Sieb. Vielleicht auch hat er sich aus einem Fallstrick gerettet, aus diesem furchtbaren Hasenwürger.



— Oh strahlender Vater, erbarme dich des elenden Haisn. — Der Hermite fühlt, daß seine Kräfte schwinden, er leidet sehr und hebt die Kräfte immer langsamer. Er hat nur noch einen Wunsch: vom Gottes-hain in den Gotteswald zu gelangen, in seine heimatliche Lagerstätte, um dort die Wunden zu heilen, die ihm der Kampf ums Leben geschlagen. Sollen denn die Schwachen immer dem Verderben geweiht sein? — Er denkt in seinem Sinn:

— Soll mich der Tod ereilen, so mag es wenigstens in der Heimat, in dem geliebten Kesseltale geschehen. Ich will lieber dort, in meinem dunkeln Winkel weinen und leiden, als anderswo genießen und vor Freude hüpfen.

Aber der Krähenbote, der ekle Schinder, hat den mageren Haisn schon erblickt und schießt auf ihn nieder.

— Dieser Hungerleider scheint kaum noch zu japsen. Keuchend vor Anstrengung taumelt er über den Schnee, wie gerädert: er muß an Leib und Seele krank sein. Ha! welche Lust, solchen Schwächlingen, die schon mit einem Fuße im Grabe stehen, den Saraus zu machen.

Es ist ein Verdienst, solchen verbitterten, niedergeschlagenen Seelen aus ihrer irdischen Hülle zu helfen, wenn diese schon ganz untauglich geworden ist.

Dem Märtyrer den Gnadenstoß zu geben — das ist die Gnade des Edlen. —



E. D. KOWA

So dachte der Verräter in seinem schwarzen Sinn, gab aber keinen Laut von sich, ließ den Ruf nicht erschallen, der von den hungerigen Landsleuten so sehnsüchtig erwartet wurde.

— Ich diene doch dem allgemeinen Wohl, ich bin der Repräsentant einer berühmten Republik und habe noch keinen Heller Zehrgeld bekommen. Und was ist auch ein einziges Häschen für ein ganzes Dutzend hungriger Krähenmagen? Sie würden ihn in winzige Bissen zerreißen und niemand würde befriedigt sein.

Leicht könnten Zwistigkeiten, ja, ein Bürgerkrieg daraus entstehen, und die Existenz unserer Gesellschaft gefährden.

Oh! ich kenne mein Krähenvolk nur allzugut! Die Selbstsucht der Gemeinde beutet die Tüchtigkeit und die Talente des Einzelnen aus. Sie haben mich zu ihrem Werkzeug gemacht und wollen, daß ich mich mit leerem Magen Gefahren aussetze — dem Wohle der Gesamtheit zu Liebe; daß ich um ihretwillen zum Betrüger, zum Diebe, ja, zum Mörder werde und meinen Kopf aufs Spiel setze. Gelingt es mir dann, dem Salgen zu entweichen, so werde ich zum Lohn für die vollbrachten Taten „Retter des Vaterlandes“ genannt. Aber meine Person hat vor allem Wert für mich selbst und ich halte es für meine vornehmste Pflicht, für den denkenden Kopf zu sorgen, den ich auf meinen eigenen Schultern trage. Bilde dir nicht ein, teures Vaterland, dieser Kopf sei dein. Ich muß mich sattessen, damit die Republik einen satten Denker hat! —

So dachte er und wiederholte im Stillen die Losung der Krähen.



Fressen! Fressen! Fressen! Was auch so klingen kann:

Stehlen, Stehlen, Stehlen. Und höhnisch fügte er hinzu: Das sind die Grundpfeiler der Republik. Weise, trotz seiner Gefräßigkeit, kam er mit gewaltigem Flügelschlag auf das Feld geflogen. Von Eier getrieben, heftete er die Augen auf den Körper des leidenden Hais, und schritt ihm entgegen, während ihm das Wasser im Munde zusammenlief.

Er wackelte wie eine Ente und der vorgestreckte Schnabel zielte offenbar auf einen erwählten Punkt hin.

Götter des Lichts, muß denn der Hais umkommen, weil er arm und schwach ist, und weil die Gefräßigkeit ihn bedroht?

Der elende Lampe blieb beim Anblick des Feindes stehen und kauerte sich nieder: wollte er frischen Atem schöpfen, oder überlegte er, oder hatte er vor Furcht den Kopf verloren? Jetzt that der Räuber einen Sprung und kam, atemlos auf einem Beine hüpfend, gerade auf sein Opfer zu, um seinen verruchten Plan auszuführen und ihm den dicken Schnabel in die weitgeöffneten Augen zu stoßen. — Die Klugheit fordert, daß ich diesen Schwächling vor allem blende und dann . . . . Der Elende! Wenn er wenigstens die Absicht hätte, es pro publico bono zu thun!

Der Kampf begann. Das erste Zusammentreffen bewies, daß auch der Hais nicht auf den Kopf gefallen war, daß er sich zu helfen wußte.

— O Sonne, auch dem Schwächsten deiner Kinder hast du eine Waffe zur Abwehr verliehen!



Der Ueberfallene machte sogleich ein Männchen, parierte den Stoß des Angreifers geschickt mit den Vorderläufen und vereitelte seinen Versuch, ihm die Augen auszuhacken. Aber o weh! Diese Stellung gab wieder andere Blößen frei. Der starke Schnabel des Feindes erreichte jetzt seinen Bauch und riß ihm wie mit einer Zange eine Hand voll weißer Haare aus, die er in die Luft warf.

Schmerzlich getroffen, ließ der Hase ein düsteres Knurren hören:

Prr — prru! Seine Oberlippe mit dem Schnurrbarte bebte, wie die eines Menschen, wenn ihm das Weinen nahe ist. Er wollte einem zweiten Stieße entgehen, raffte sich zusammen, duckte sich, prallte ab und schoß mit einem Sprunge hoch in die Luft. Jetzt legte er belinungslos durch den wirbelnden Schnee, die Klappen fest an sich gedrückt. Die Wunden hatten ihn seiner Kräfte beraubt, die Angst gab sie ihm wieder.

Aber die Krähe hatte das warme Fleisch schon mit dem Schnabel, vielleicht auch mit der Zunge berührt und sie leckte nach Blut.

Und in solch einem Augenblicke muß ihr die Beute entweichen!

— Oh nein, ich muß ihn haben, und wenn ihn die Erde verschlänge!

Sie hob die Flügel, flatterte dicht über dem Rücken des Hasen, zauselte ihn ohne Unterlaß und versetzte ihm tüchtige Stieße mit dem Schnabel. Dann ließ sie sich zur Erde nieder, vertrat dem Unglücklichen den Weg, streckte ihren Speer wieder vor und gönnte dem armen Schlucker keinen Augenblick Ruhe. Aber auch jetzt stieß sie auf Widerstand, und geriet außer sich vor Wut.



Rasend vor Zorn, hieb sie immer leidenschaftlicher und schmerzhafter drauf los. Zur Verzweiflung getrieben, schrie der Hase herzerreißend:

Gnade! Gnade!

Der strahlende Vater, der Sonnenball, schaut herab und schweigt; Mütterlein Erde, wird der Ruf des Hasen dich nicht aus deinem Winterschlaf wecken?

Der Habicht saß unterdessen auf seiner hohen Burg, überblickte die Umgegend und lauschte ihren Stimmen.

— Achtung! Kriegstöne schlagen an mein Ohr! — Ruhig und schweigend wie immer, breitete er die mächtigen Flügel aus, flog empor und forschte von der Höhe herab nach der Ursache des Lärms. Vom roligem Licht der aufgehenden Sonne umstrahlt, ruhte er in der Luft, und bald war ihm alles klar. Es versteht sich, daß der Angriff der Krähe eine Beleidigung und eine Schädigung des Herrn des Gebietes ist. Er schlug also schnell den luftigen Weg nach den überfallenen Grenzen ein.

— Mir gehört in diesem Reiche das Recht, dem Hasen das Fell über die Ohren zu ziehen!

Zorn erfüllt erreichte er die Kämpfenden und schnell, wie ein laufender Pfeil, stürzte er auf den Nacken des Hasen.

Aber der Sieb ging fehl, denn in demselben Augenblicke setzte der Hase mit einem Sprung über den Kopf der Krähe hinweg und war fort. Der gewalthabende Raubvogel stieß auf den mit Hasenhaar überfüllten Kampfplatz nieder und traf hier Auge in Auge mit der Krähe zusammen.



Er hob die Flügel, reckte den Hals, und aus seinen furchtbaren Augen blühten Zorn. Kühner Hochmut und Verachtung für den Gegner. So mußte er in Stein gemeißelt werden, und es wäre nicht nötig, darüber zu schreiben:

Die Macht ist mein Recht!

Töftlicher Zorn erfüllte ihn beim Anblick dieser immer zudringlichen, lärmenden Krähe, die es nie wagte, dem Gegner offen die Stirn zu bieten.

— Fort aus meinem Hause! — zischte er, den erschreckten Krähen-  
gesandten mit wuffunkelnden Blicken meißend. Der verzweifelte Sprung  
des Hais und das Erscheinen des Habichts waren nämlich so gleich-  
zeitig eingetroffen, daß die gewöhnlich so kluge Krähe ganz verblüfft  
war, als sie anstatt des vor Furcht zitternden Vierfüßlers den drohenden  
Vogel vor sich sah. Wie außer sich sprang sie auch sogleich zurück,  
schob kerzengrade in die Höhe und schrie durchdringend:

Schreck! Schreck! Schreck!

Diese Losung ertönte im Gotteswald wie Sturmgeläut, wie ein  
Ausruf zur Landwehr. Alles dies war das Werk eines Augenblicks —  
und erforderte viel weniger Zeit, als unser Bericht. Jetzt flog der  
Habicht leicht empor, umkreiste die Krähe in weitem Bogen und stieg  
immer höher. Er that es so wunderbar frei und ungezwungen, als  
wollte er sich nur einen Scherz machen und der immer noch krei-  
schenden Krähe einen Schreck einjagen.

Der Hais aber benutzte derweilen die günstigen Umstände, und



ohne auf seine Wunden zu achten, rannte er pfeilschnell dem Dickicht zu. Er ahnte es sicher, der Arme, daß er vom Regen in die Traufe kommen sollte. Den Ruf ihres Anführers hatten die Krähen erst mit einem Geschrei beantwortet, das das Echo im Walde weckte; dann flogen sie mit gewaltigem Flügelschlage auf und eilten zu zweien oder dreien dem Gotteshaine zu. Plötzlich erblickten sie unterwegs den fliehenden Hasen und im Nu war der Landsmann vergessen, der sie so dringend zu Hilfe rief.

So lange er nicht satt ist, hat der Hungrige keine Pflichten.

Der schwarze, frehlußtige Haufe stürzte im Nu auf das Feld. Nach Tatarenart umgaben sie den Hasen im Kreise, nahmen ihn in die Mitte und hüpfen mit den vorgestreckten Speren ihrer Schnäbel auf ihn los.

— Du bist verloren! Elender!

Er aber war schon erschöpft, und das Blut gerann in seinen Adern, als er die vielen Feinde vor sich sah. Das gewahrte der Habicht, der Gewaltige, dem es vollkommen klar ist, daß die Grundlagen des Völkerrechts in der Vogelwelt auf der Unantastbarkeit der Grenzmarken ruhen. Ohne Säumen ließ er von dem neckischen Wettlaufe mit der Krähe ab und wandte sich, die Kraft seiner Schwungfedern gebrauchend, der Richtung zu, wo der Hase den Märtyrertod erwartete. Wie ein luftgetragenes Schlachtschiff hing er über den hungrigen Krähen und schien von oben herab zu drohen:

— Hütet euch vor mir!

Ein furchtbares Geschrei brach los, ein unbeschreiblicher Tumult.



Die Furcht besiegte die Gier und die Krähen flogen alle in die Luft, um sich mit dem Rufe: Oha! Oha! gegen den Feind zu wenden.

Sie waren ihm schon dicht auf den Fersen, aber keiner hatte den Mut, ihn wirklich anzugreifen. Von dem aufgeregten Haufen umgeben, schwebte er ruhig in der Luft:

Den Löwen erkennt man an den Klauen. Er war seiner Sache sicher, denn er wußte wohl, daß noch nie ein Habicht den Krähen unterlegen sei. Zuweilen machte er eine außerordentliche Schwenkung, die die Feinde verwirrte, — oder er verletzten diejenigen, die ihm zu nahe kamen, einen derben Hieb.

Endlich war er des Treibens müde, kehrte zum Birnbaum zurück und setzte sich kaltblütig auf einen Zweig.

Ihm gilt der Kampf nur, wenn Beute oder Ruhm sein Preis ist.

Die Krähen machten kehrt und eilten, einen Siegeshymnus krächzend, dem Hasen nach, den die gottlosen Elstern schon am Waldesrande umkreisten. Sie wollten das begonnene Werk zu Ende führen und sogleich merkte der Habicht, was die schwarzen Schreihälle im Sinne hatten. Und da er den Hasen für sein unteilbares und unbestrittenes Eigentum hielt, so beschloß er wieder, dem Gesetz Achtung zu verschaffen.

— Mir gehört die Beute! Ich bin der Herr hier, und nur von mir wird er verzehrt werden, oder niemand soll ihn haben!

Schnell eilte er hinzu, drohte den Dieben und griff sie mächtig an. Und der Kampf um die gute Sache erhitzte ihn so, daß er der



kühnsten Elster den Schwanz ausriß und zwei Krähen gehörig rupfte. Nachdem er das schuldige Blut vergossen, kehrte er — von dem lärmenden Pack begleitet — stolz und ruhig auf seinen Sitz zurück.

— Sonne, du schaffst das Elend der Schwachen, aber du fügst es auch, daß die Kriege der Starken den Schwachen Rettung bringen. Eine Waffe gegen den Mächtigen ist der Mächtigere in deiner Hand, und dieser muß dem Mächtigsten weichen. Daher kann unter deinem Szepter auch der arme Hase sein Leben fristen, obgleich sein Gottvertrauen seine einzige Waffe ist.

Und deshalb singt der Schwächste der Vögel, Zaunkönig genannt, der hellen Sonne sein Morgenlied und bringt ihr sein Herz als Opfergabe dar.

Hört ihr das furchtbare Gebrüll, das von den Bäumen der Wälder widerhallt und die Luft erfüllt?

Am Rande des Gotteshaines ertönt das wütende Gebell der zahlreichen Hunde; ein ungeheures Getöse von Menschenstimmen donnert und schallt; die Erde dröhnt von wuchtigen Schritten. Gibt es neue Hungersnot, neuen Krieg? Kämpfen mächtige Herren mit noch mächtigeren um die Herrschaft?

Ein riesiger Bär erscheint auf der Lichtung; in schwerfälligen Sprüngen setzt er durch den knisternden Schnee und zeichnet seine Spur mit Blut. Die verbissene Meute stürmt ihm nach, verlinkt bis an die



E. DABROWA

Ohren, und wälzt sich im Schnee. Aus dem einen Walde vertrieben, flieht er in den anderen, — in daselbe Dickicht, dem auch der gehegte Saie zutrebte.

Die keuchenden Hunde, Schaum an den Mäulern, heulen heifer vor Wut und sind ihm dicht auf den Fersen. Alle Augenblicke packt ihn einer von hinten, schlägt ihm die Zähne ins Fleisch und zerrt an seinem Fell. Der Zottige brüllt und knurrt, macht schnelle Wendungen und schleudert plötzlich die zerissenen Wagehälfe wie Federn in die Luft. Man sieht es ihm deutlich an, er wird nicht weichen, und würde ihm die ganze Welt den Handschuh hin.

Das Seklälff der verfolgenden Hunde, das Winseln der verwundeten und verreckenden mischt sich mit dem Gebrüll des wütenden Bären und dem Geschrei der ihn immer mehr bedrängenden Menschen.

— Halloh! Halloh! Faß ihn! Achtung! Schneide ihm den Weg zum Walde ab!

Die Sonne ist schon höher am Himmel hinaufgestiegen; sie hat die weiße Flur mit blendendem Glanze übergossen und die purpurnen Blutflecken leuchten drohend auf dem zauberhaften Grunde. In unbeschreiblicher Angst streichen die aufgeschreckten Huerochsen, Elentiere, Hirsche und Wildschweine am Rande der Lichtung hin. Die Wölfe haben das frische Has mit Wollust gewittert; sie bewegen sich unruhig im Dickicht und horchen gespannt. Die Raben kreisen am klaren Himmel und beantworten jeden Schrei des Todeskampfes mit einem kurzen Krrah!

— Unsere Ernte ist der Krieg!



Aber auf der Lichtung fesselt der Bär allein die Aufmerksamkeit der Herren und der Hunde. Die einen zu Fuß, die anderen zu Pferde, suchten die Menschen dem Zottigen in großer Hast den Weg abzuschneiden. Oh! denn ist das Tier erst im Gotteswald, dann ist es für sie verloren, verschwunden in den unerreichbaren Höhlen, die von den heiligen Bäumen bewacht werden. Und sie trachten ihm so heiß nach dem Leben. Oh, welche Wollust, zu liegen, zu morden!

Die Gemeine der Imker, die seit Menschengedenken am Gotteshaine hausten, ist heute — vor dem heiligen Abend — auf der Bärenjagd.

— Bringe uns Glück, oh mächtiger Gott! Wer heute tötet, wird mit der Götter Hilfe das ganze Jahr hindurch töten; und wir haben viele Feinde zu verfilgen.

Es ist beschlossen worden, diesem Riesen, der schon seit langem die Bienenstöcke verwüftet, das Vieh überfällt und selbst die Menschen nicht scheut, den Sarau zu machen.

Der Dorfälteste feuerte sein Gesinde zum Kampfe an und versprach demjenigen, der den Schrecken des Landes am Prondnik erlegen würde, den unsterblichen Ruhm des großen Fürsten Krak. Aber der Patriarch der Tiere hielt sich für den rechtmäßigen Erben der Wälder und gab knurrend zur Antwort:

— Mein Fell kann nur teuer erkaufte werden!

Ein zahlreiches Gesinde ist zum Jagen aufgebote: Die Hundezüchter, die Wolfsjäger, die Unfreien, die das Land ausroden und das



Sumpfwasser von den Wiesen ableiten. Außerdem sind die Freien erschienen, die Stammesangehörigen des Hauptes der Imker. Das Gewand sagt uns gleich, wer in diesem Gefolge ein Herr und wer ein Knecht sei. Dieser hat ein weites, mit dem Felle des Marders gefüttertes Wams angelegt, auf dem Kopfe trägt er einen Biberhelm und seine Waffen sind ein Bogen, ein mit Pfeilen gespickter Köcher und ein Sper. Jener hat den kurzen Schafpelz mit einem hellroten wollenen Tuche umgürtet und die Füße in Rehfelle gehüllt; auf dem Kopfe trägt er eine mit Wolfspelz verbrämte Kappe und in der Hand einen mächtigen Speiß. Ein Anderer mit zerzaultem Haar und entblößter Brust ist in Lappen von grober Leinwand gehüllt; an den Füßen hat er zeretztes Schuhwerk aus Baumrinde; in der Hand trägt er einen dicken Eichenknüttel, und ein Granithammer steckt in seinem Gürtel.

Man sah hier bärtige Riesen, mit vom Regen gebleichten Haaren, mit groben und eckigen Zügen, mit grauen Augen, in denen der Zorn blitzte. Daneben gab es schwächliche, zerlumpfte Männer, die gleich Wölfen blickten.

Der graue Bär war in der Sommerzeit fett geworden, als er die Bienentöcke verwüsten und das Vieh rauben konnte.

Mit den ersten Schneeflocken hatte er sich zum Winterschlaf in den Gotteshain begeben, und dort hatten ihn die Imker ausgepäht. Der Augenblick, den die Menschen zur Rache bestimmt, war gekommen. Heute, in dem großen Kampfe ums Leben, hat er die kühnsten Tunde getödet, hat vier Menschen den Tod gegeben und dreien die Haut vom Kopfe gerissen. Ein Mensch wäre für solche Thaten mit Lorbeer gekrönt und in Liedern besungen worden. Er — der gemeine Bär — hatte nur einen Wunsch — den Angriff abzuwehren. Keuchend, mit Wunden



bedeckt, mit blutender Schnauze, richtete er sich unter dem Birnbaum auf den Hintertagen auf und warf wütende Blicke um sich her: er schien seine Verfolger zum Zweikampfe herauszufordern. Die Jmker umstellten ihn im Kreise, wie jene Krähen den Hasen. Ein Hagel von Geschossen fiel auf ihn herab: Pfeile, Steine, Knüttel und Spere. Er brüllte und knurrte und zeigte das furchtbare Gebiß, aber er ließ sich nicht von seinem Platze verdrängen. Denn die Absicht der Menschen war, ihn zur Flucht zu zwingen und den Fliehenden mit Stieben auf Rücken und Kopf zu töten. Ein Kampf Auge in Auge mit dem Tapferen ist immer gefährlich, und die Hinterlist — so niederträchtig sie scheint — erleichtert doch den edlen und süßen Sieg. Nur ein so wildes Naturkind, wie der Bär, ist imitande, den Segnern offen die Zähne zu weisen.

Noch zwei, von ihren Herren geheßte und zum Angriff getriebene Hunde fielen zerfleischt zu den Füßen des Ungetüms nieder. Die Jmker fluchten bei allen schwarzen Teufeln und riefen den Donnerer zu Hilfe. Der Zottige knurrte.

Da sagte der Dorfälteste laut zu den Seinen:

— Ihr unfreien Leute, heute ist ein großes Fest, der heilige, segensbringende Abend! Wer von euch den Räuber erlegt, dem soll ein reicher Lohn werden — die Freiheit!

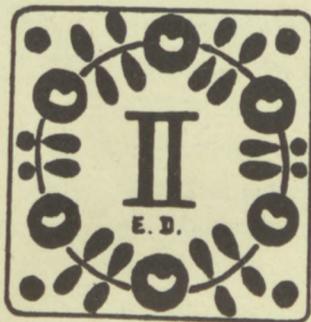
Die Unfreien — arme, in Folge ihres traurigen Loses niedergeschlagene Leute — blickten ängstlich auf den Herrn der Wälder, der sich in diesem Augenblick, von einem Pfeil erreicht, aufrichtete, laut brüllte und auf die zunächst Stehenden losging. Ein Jüngling von schwächlicher Gestalt vertrat ihm den Weg. Es schien, als wollte er dem Dorfältesten zur Antwort geben:

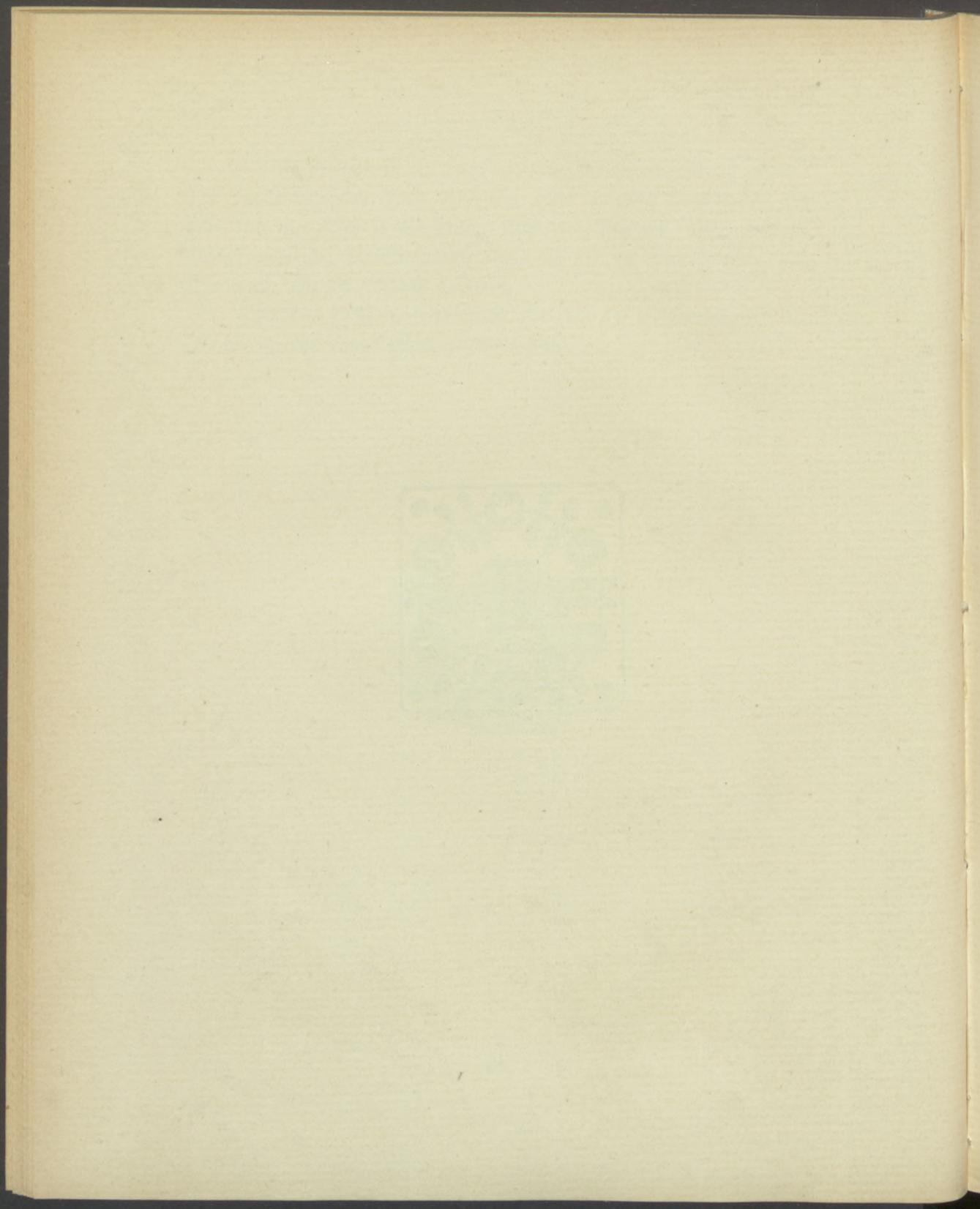


— Die Freiheit ist es wert, daß man sein Leben für sie läßt!  
Er streckte den Speiß vor, ging kühn auf den Gegner los und  
stieß ihm das Eisen in die Brust. Aber der Sieg war nicht sein: zu  
Boden geworfen, blutüberflömt, wand er sich im Todeskampf. Der  
Tod hatte ihm die Freiheit gebracht.

Furchtbar brüllend verschwand der Bär im Gotteswald, wo der  
Zaunkönig der Sonne seinen Hymnus singt.









eil dem Lenz! Manche Bäume sind schon mit kleinen Blättchen bedeckt, auf anderen schimmern die hoffnungsvollen Knospen, in allen kreißt der Ueberfluß der schöpferischen Lebensäfte. Die ersten Frühlingsblumen blühen golden und blau und weiß und rot in den Wäldern und auf den Wiesen. An den heiligen Quellen, an den Ufern des Prondnik, an den Seen, schlägt das Schilf, die Wasserpflanzen, die

Gräser und die Kräuter in grüne Sprossen aus. Die jungen Blüten der Fichten scheinen rot inmitten des Dickichts der dunkelgrünen Nadeln. Mit jedem Tag atmet der Wald stärkeren Harzesduft und den Balsam der Birken, Weiden und Pappeln.

Die Erde verwandelt sich von Tag zu Tag; sie wirft ihr abgetragenes, graues, schimmelndes Gewand ab und kleidet sich allerwärts in Schönheit und Macht. Sie feiert jetzt den Aufgang und Niedergang der Sonne, empfängt den lichten Geliebten mit Blumen und bringt sie ihm zum Abschied dar, bezaubert ihn mit dem Gesange der Vögel und erzählt ihm den ganzen Tag Märchen von den Entzückungen der Liebe.



Der warme Wind trägt das geheimnisvolle Flüstern des Glückes in die stillen Erdenwinkel, treibt lofes Spiel mit den Blättern und neugeborenen Schmetterlingen. Wonnevoll blickt der verliebte Himmel mit seiner Bläue auf die anmutige Erde nieder, scheidet am Abend mit der Röte des Glückes auf dem Anflitz und kehrt mit dem Scheine der Freude am frühen Morgen wieder zurück.

Jetzt ist es eine Luft, auch in der Nacht, beim Sternenscheine von der Sonne zu träumen. Die Kerchen fliegen in die sonnige Luft und ihre Lieder erfüllen den Himmelsraum, von dem das Licht in Strömen herniederzuffießen scheint. Sind sie die Boten der Jungfrau Erde, die dem Lichte einen Hymnus des Entzückens darbringen? Sie hängen in der Luft, schlagen mit den Flügelein und singen und singen. Andere steigen in Schneckenwindungen immer höher und stimmen in das Lied der ersten ein, die sich schon so hoch erhoben haben, daß sie gar nicht mehr zu erblicken sind.

„Und in jener Zeit warf der Schöpfer ein Erdklümpchen gen Himmel, und das Klümpchen wurde lebendig und begann zu singen.“

Vielleicht werden dort oben Maienandachten abgehalten, und es fehlt an Sängern?

Die wilden Gänse fliegen begeistert in langen Zügen herbei und sehen Wälder, Wässer, Felder und Dörfer unter sich. Von Zeit zu Zeit erhebt eine von ihnen ein lustiges Geschnatter; wahrscheinlich ruft sie der bekannten Gegend ein herzliches Willkommen zu.

Der Führer der Scharen achtet der Gefühlsausbrüche der Einzelnen nicht und führt den Pilgerzug weiter.



Auch die Kraniche kehren von ihrer weiten Reise zurück; man kann sie nicht sehen, nur dort, hoch oben in den blauen Gefilden, über dem Getriller der Lerchen hört man ihr Schreien. Auf solchen Fährten segeln unsere Vögel: das Auge kann sie nicht erreichen.

Auf der sandigen, steinbesäten Steppe irren die Trappen scharenweise zwischen den Stengeln der vertrockneten Disteln und vorjährigen Königskerzen umher. Den Herbst und Winter hindurch haben sie einträglich und freundschaftlich zusammen gelebt, aber nun ist die Zeit der Liebe gekommen, und bei den Naturkindern ist die Liebe stärker, als die Freundschaft. Die härtigen Männchen blähen die Hälse, heben die Schwänze und machen den Weibchen zärtlich die Cour. Diese schreiten mit jungfräulicher Anmut ruhig umher, picken im Sande herum oder suchen unter dem Flügel nach einem Flöhdchen: sie zieren sich wohl nur und thun, als wüßten sie nicht, was Wollust ist. Eben kämpfen drei Ritter leidenschaftlich um eine der Schönen; ihre Köpfe sind schon blutig, ihre Hälse gerupft. Und sie hat unterdessen einem vierten das Herz mit einem Blicke bezaubert und verschwindet mit ihm im Schlehengebüsch.

Von den Mooren her tönt ohrenbetäubender Lärm; der kleinste Sumpf wird zum Schauplatz des verliebten Treibens der Wasservögel und die Enten sind durch ihr leidenschaftliches Werben bekannt. Die Herzen der mutigen, heißblütigen Entenröthe sind in Liebe entflammt. Daher der betäubende Lärm, das Brausen und Plätschern der Gewässer und das laute Bläsen des starken Geschlechts. Die Gebräuche des



Freiens beruhen hier auf einer Art Versteck- und Falchenspiel. Glücklich, wer die Geliebte seines Herzens findet, erreicht und hascht! Wer die flinksten Beine hat, geht auch zuerst die Ehe ein. Das schöne Geschlecht zeichnet sich bei den Enten dadurch aus, daß sein Herz bis zu einem gewissen Zeitpunkte hart ist, wie ein Stein. Lange wird der Freier auf den klaren Gewässern, im Schilfdickicht herumgeführt; Tag und Nacht wird er außer Atem gehalten! Und dies Treiben in den hellen Mondnächten! Sie essen nicht und schlafen nicht, und leben nur von der Liebe. Hungrig, mit Wunden bedeckt, die Stimme heiser geschrien, leben sie nur noch dem alles übertäubenden Gefühl. Eine traurige Gestalt ist der Enterich, den die Geliebte verschmäht, und den mehrere Nebenbuhler überwunden haben. Serupft, mit Wunden und Beulen überläßt, schwimmt er abseits von dem Hochzeitszuge und malt sich das Glück aus, das ihm an der Seite der Geliebten zu teil geworden wäre.

Er muß keinen Funken Ehrgeiz im Leibe haben. In solchen Augenblicken ist die Würde des Enterichs dahin. Dieser gefräßige Egoist, dem die Freuden der Elternliebe mehr als gleichgültig sind, ist nur zur Liebeszeit ein ungefügiger Buhler: um so leidenschaftlicher ist seine Liebe, um so tiefer schmerzt ihn die Zurückweisung.

Die behäubten Möven trippeln auf ihren behenden Füßchen herum. Und wie achtsam sind sie, wie vorsichtig! selbst dann, wenn die Liebe die vernünftigsten Vögel bethört und unzurechnungsfähig macht. Immer zittern sie vor Angst, daß nicht eine von ihnen im Schlafe getötet werde. Eben hat eine von ihnen ein Wiesel erblickt,



das Licht auf der Wiese tummelt; warnend ertönt ihr Ruf, und im Nu sind alle Liebespaare auseinandergelobten, wie ein Sturm. Schon fliegen sie hoch oben in den Lüften, schießen Purzelbäume und kreischen und schreien. Manche stellen sich an, als könnten sie den Feind mit dem Schnabel treffen, schießen kopfüber auf ihn herab und wollen den Angriff durch diese Drohung abwehren. Dann hört man ringsum den schrillen Schrei: Kiwit! Kiwit!

Zuweilen erkennt der Feind die Gefahr und, die Schnelligkeit seiner Füße benutzend, flieht er, als wäre er aufs Haupt geschlagen. Die Möven geben ihm weithin das Geleite und wenn sie glücklich wieder zu Hause sind, sagen sie stolz:

— Gut zielen heißt oft fast eben so viel, als gut treffen!

Die Sonne nimmt ihren Weg am Himmel immer höher und verleihet den Wolken solchen Glanz, daß auch an grauen, trüben Tagen eine wohlige Wärme von ihnen herabstrahlt.

Ein reiches Blättergewand umhüllt die Bäume, der Hollunder ist mit weißen Blüten bedeckt.

Die Nachtigall singt, daß die Wälder widerhallen. Die Spechte klettern an den Bäumen empor und gestehen einander ihre Liebe. Der Steinschnäpper lockt sein Liebchen ins dunkle Dickicht.

Liebetrunken sind die Schildkröten und die Frösche, die Fische und alle Insekten. Und alle Neuvermählten sind von dem Wunsche beseelt, ein Heim zu gründen, eine Hütte zu bauen. Wie reizend sind diese Nester, die den Verzückungen der heißen Liebe entsprungen sind.



Nur der Storch freit mit ruhigem Gemüt. Mit hölzerner Stimme, ohne jede Rührung, hat er um die Hand seiner Braut angehalten, und ist gleich darauf auf die Frohchjadg gegangen.

Er gehört zu jenen Vögeln, die weder warme noch heiße Gefühlsausbrüche anerkennen, die streng-sittlich, verständig und sehr pflichttreu sind. Er hat einen Familienherd gegründet, ist des Herzens seiner Gattin unwandelbar sicher, arbeitet rastlos und lebt nur dem einen Ziel, die Sitten der Störche unbefleckt von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Die Leidenschaft ergreift ihn nur dann, wenn er sieht, daß die Störchin ihre Pflichten nachlässig erfüllt, oder wenn eins der Kinder ein Taugenichts zu werden droht. Wie klappert er, wie redet er, wenn er im Neste nicht alles nach seinem Sinne findet! Seiner Ansicht nach hängt das Dasein der Welt von der Tugend des Storchgeschlechts ab.

Bei den Menschen steht er auch seiner Tugenden wegen in hohem Ansehen.

Und um den ehrbaren Storch herum stürmen die Leidenschaften, feiert die Wollust ihre Feste, ergreift der Liebestaumel die ganze lebende Welt.

Liebe atmet die Luft, das Wasser und die Erde, und wer Ohren hat zu hören, der hört es von allen Seiten flüstern:

Liebe! Liebe! Liebe!

In den Wäldern feiert das Leben erst recht wahre Liebesfeste.

Von ihren Gefühlen gestachelt, finden die zärtlich gewordenen Vöglein hier keinen Schlaf. Die graue Dämmerung, die dem Morgenrot vorangeht, muß wohl dem Minnen und Freien gütig sein, denn die



F. DABROWA

Lieder der Verliebten klingen deutlicher und tönen weiter, wenn der Morgentau auf den Gräsern glänzt. So mancher, der den Kelch der Liebe schon bis zur Neige ausgekostet hat, spricht unwillig:

— Zum Donnerwetter! Will das denn kein Ende nehmen!

Die letzten kalten Schauer der Erde, die Nachwehen des Winters, scheinen auf den Flügeln der Liebe zu den Sternen und zum Mond zu entweichen. Kaum erhellt der weiße Schein der Morgendämmerung den Himmel, so eilen die gefiederten Scharen der Liebe entgegen. Jeder läßt sein Lied so gut er kann auf der Balz ertönen. Der kampflustige Huerhahn fährt schon vor Mitternacht aus dem Schlaf, fliegt in den dichten Wald und setzt sich auf einen Kiefernast. Er streckt den Hals vor, sträubt die Federn auf dem Kopfe, entfaltet den Schwanz in schönen Linien und balzt liebestoll mit heiserer Stimme. Die ganze Welt ist für ihn verschwunden, selbst die Gefahr kann diesen Gefühlsausdruck nicht unterbrechen.

Die blinkenden Sterne gucken in den dunkeln Wald, der voller Schluchten und großer Felsen ist. Weiße und schwarze Wolkenwellen nehmen den Mond gefangen und geben ihn wieder frei, ziehen weiter und verschwinden. Die düstere Stimme des Uhus erschallt im Walde und scheint zu höhnen:

— Wehe euch, ihr Tollen!

Hier lauert eine Wildkatze mit flammenden Augen, dort ein Marder, zum Sprunge bereit. Von heißen Gefühlen befeelt, seiner selbst nicht mächtig, sieht und hört der Fahn in seiner Verzückung nichts von dem, was um ihn vorgeht. In seiner Seele wohnt eine eigene Welt; nur in dieser Welt will er leben und ist bereit, alle an-



deren Welten für diese eine hinzugeben. — Die Augenblicke der Leidenschaft, des Vergessens, sind vielleicht die einzigen glücklichen in seinem mühevollen Dasein.

In den Perlen des kalten Morgentaues zittert das demantene Sternenlicht, der Widerschein des Weltalls. Weißer Nebel umhüllt die Wiesen und Sümpfe und steigt schemenhaft zu bewaldeten Bergen empor. Die Baumkronen begrüßen das Morgenrot mit ruhigem, feierlichem Rauschen. Die Frösche haben nicht viel mehr zu sagen. Die Nachtigallen singen im Sängerkrieg um den Preis. Der Kuckuck eilt von Baum zu Baum und ruft ohne Unterlaß.

Einen Augenblick herrscht Schweigen, und dann erklingt das drohende *Memento mori* zwischen den Felsen:

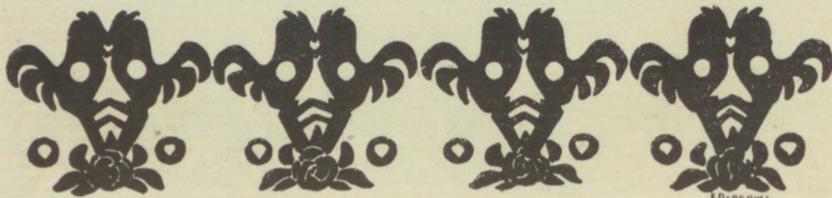
Uhu-huu!

Aber wen schreckt der Tod in diesem Augenblick? Heute ist die Liebe das vornehmste Werk des Lebens und die Pforten der Hölle können sie nicht überwinden. Sie ist mächtiger, als die Angst, als die Furcht vor dem sicheren Tode. Es gibt viele, die ihr Leben ohne Zögern auf dem Altar der Liebe opfern.

— Trrsch-sch-sch! — Eine geheimnisvolle, scharfe Stimme durchschneidet die Luft; sie ist so kennzeichnend, daß sie von den tausend anderen Stimmen nicht übertönt werden kann.

Nah und ferne, überall hört man neue Trrsch-sch-sch! Die Huerhähne balzen, oder fordern die Nebenbuhler zum Kampfe.

Immer wieder hört man das Schwirren des Fluges, und ein schwarzer Fleck nach dem anderen erscheint auf der vom dunkeln



Walde umgebenen Lichtung. In dem ungewissen Lichte der Dämmerung sieht man nicht, daß es glänzend gefiederte Vögel sind; sie erscheinen eher wie Steine, oder wie Sträucher, die plötzlich in Bewegung geraten sind.

„Btu ru-ru-ruu ru-ru-ruu!“ tönt es, wie das Sirren einer merkwürdigen Taube, und der schwarze Fleck dreht sich im Kreise, hüpf, wird immer größer und verschwindet. Der gewöhnlich so ruhige und schweigmale Huerhahn lebt heute, von Liebe begeistert, dem Gesang und Tanz. Ein zweiter, dritter — zehnter Fleck erscheint auf der Lichtung: in der Dunkelheit wird getanzt, um die Wette gelaufen, gehüpft, werden die Gebräuche eines absonderlichen Kultes vollzogen. Es ist die geheimnisvolle Feier eines heidnischen Festes, des hohen Tages der Liebe am Frühlingsfeste.

Der goldene Pfeil der Liebe durchdringt die Herzen der Bähne, die ihrer selbst kaum mächtig, hüpfen, schwanken, trommeln und sich ihrer Manneskraft, ihrer prächtigen Gestalt und ihrer behenden Sprünge rühmen:

— Ich bin ein edler, rechter Huerhahn, ein Huerhahn von echtem Schrot und Korn!

Der eine fordert den anderen tollkühn zum Kampf heraus um die minnigliche Braut. In diesen heißen Schlachten wird das Leben aufs Spiel gesetzt, und oft erntet der Freier nichts, als Beulen und Wunden.

Die Huerhennen, die anmutigen Weibchen, schön und lieblich anzuschauen, scheinen zu wissen, daß die Männchen nur ihrerwillen



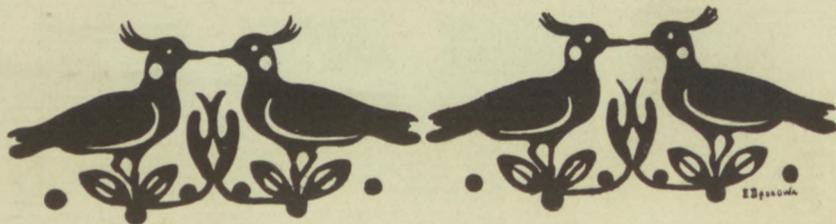
kämpfen und sich mühen. Sie sitzen auf den benachbarten Bäumen und knabbern ruhig an den jungen saftgeschwellten Knospen. Die wahren Püppchen, blinzeln sie mit den Augen und stellen ihre gewölbten Kröpfchen, die schönen Häuse und die anmutigen Gestalten zur Schau. Eben ist eine auf den Rand der Lichtung hinabgeflogen, denn es ist ihr wohl in den Sinn gekommen, daß das Los einer alten Jungfer nicht zu beneiden sei. Auch die anderen folgen dem verständigen Beispiel. Jetzt möchte jede die erste sein, die einen Mann bekommt. Auch die Weibchen treten in die Schranken. In einfache Kleidchen gehüllt, hüpfen sie listig, senken die Lider und schweigen bedächtig. Und den Rittern gefällt das alles ausnehmend.

Unter den Weibchen gibt es Witwen und geschiedene Frauen, aber sie sehen alle aus, wie junge Mädchen.

— Mich mußt du freien, wenn du glücklich werden willst!

Nur dem Blinden konnte es verborgen bleiben, daß ihr Beliß wollüstige Freuden bringt. Ritterlich nähern sich die Säbne den Weibchen, entbieten ihre Grüße und verneigen sich fast bis zur Erde. Die Alten versuchen auch herbeizukommen, aber die Jungen wehren es ihnen mit Macht. Zweifellos wird hier Blut vergossen werden.

Im verliebten Gedränge, wo die Gottheit den Brautwerber spielt, wird die Jungfrau nicht immer von dem errungen, der am tüchtigsten ist. Denn während die besten Ritter kämpfen, ist das schöne Geschlecht der Eile halber nicht abgeneigt, die Ehe mit einem Grünschnabel einzugehen, der zur Seite steht und einen heillosen Respekt vor dem Kampfe hat. Der eine hat sein Blut für sie vergossen, und der andere



führt sie heim. Bah! es soll ja leichter sein, den Wind mit einem Siebe einzufangen, als dem Wandelmut des schönen Geschlechts Einhalt zu thun!

Der Morgen verläßt sein rosenrotes Lager. Die Sonne — der Herr der Welt — erscheint im golddurchwirkten Gewande. Der Tag ist aus dem Dunkel aufgetaucht, nur zu seinen Füßen dämmern noch die Abgründe der Wälder- und der Felsenhöhlen, die vom Uhu aufgesucht werden, von den Eulen und Fledermäusen. Das letzte Uhu-huu! hat die Wildnis durchgellt und ist verstummt. Die Wölfe und Katzen, die Füchse und Luchse, die den vom Liebestrank berauschten Freiern nachgeschlichen waren, haben ihre Schlupfwinkel aufgesucht und schlummern, indem sie ihre blutigen Schnauzen lecken. Die Gänse schnattern sehnsuchtsvoll in der Luft, die Kraniche schreien vor Lust, die Schwäne und Taucher ziehen nach den großen Gewässern, wahrscheinlich nach dem Sopro hin. Die schlanken Rehe, die Hirsche und die bärtigen Auerochsen kommen auf die Baiden; sie thun sich gültlich am Baidekraut, am Thymian, an den Salmen des frischen, saftigen Graes. Der graue Reiher sitzt noch in Gedanken verloren am Ufer des Sees.

Der Zaunkönig hat die Nacht in einem Haufen trockenen Reifigs verträumt und dort hat ihn ein heller, warmer Sonnenstrahl gefunden. Von der weißen Gottheit geweckt, sprang der Anbeter des Lichts fröhlich aus seinem Versteck und blickte in die leuchtende Welt.



E. Dąbrowski

Der Tag! der Tag! Die süße Frische des Frühlingsmorgens hauchte ihn an und schmeichelte allen seinen Sinnen.

Oh! wie wohl ist mir! Wie hell und warm ist es, wie schön sind die Farben, die Düfte und die Lieder!

Beim Anblick der am Himmel schwebenden Sonne erfaßte ihn die heiße Lebenslust. Seine Seele floß über von Glück und Liebe und Anbetung. Die wunderschöne Welt entzückte ihn, umfing ihn mit ihren Armen und erhob ihn über sich selbst. Er ist nur ein so ganz kleiner Vogel, und um ihn her steht der ungeheure, von übermächtiger Lust und Lebensfreude erfüllte Wald. Ueber ihm und über dem Walde breitet sich der grenzenlose, heitere Himmel aus, von dem das Glück in Strömen herabzufließen scheint.

Leben, leben, leben! Lieben, um ewig zu sein, um dieses schöne Leben für die kommenden Jahrhunderte wieder zu gebären! Wie sollte man nicht lieben, wenn die heiße Lebensfreude alle lebendigen Geschöpfe durchdringt.

Vor kurzem noch, in der Nacht, erfüllte ihn eine unbeschreibliche Angst: kraftlos, schwach und elend wie er ist, zitterte und bebte er und glaubte, sterben zu müssen; jetzt aber lacht ihm das Leben. Das Uhuu! erfüllte ihn mit Schrecken, umfing sein ganzes Wesen mit Entsetzen, wie die Wogen den unerfahrenen Schwimmer verschlingen. Es war zum Verzweifeln! Er hörte den Hochzeitslärm der Freier und das Stöhnen und Hechzen und Todesröcheln der gemordeten Vögel. Er erkannte sogar die Stimmen der Sterbenden und dachte:



— Der schwarze Feind des Lichtes ist an seinem Zerföhrungswerk und vergießt das Blut der Sonnenkinder.

In der Seele des Zaunkönigs glühte ein Funken des Sonnendaseins und er fühlte ihn wohl. Kannte er doch den Strahlenden, seinen Schöpfer und Erzeuger, den Gatten der Mutter Erde. In ihm suchte er seine Lebenszuversicht, solange er sein prächtiges Antlitz am Himmel sah. Er liebte und bewunderte den Urheber des Erdenlebens. Aber die Nacht machte das Vöglein unglücklich, machte es zur armen, hilflosen Waise. Eine unbekannte feindliche Macht, die nichts mit ihm gemein hatte, bedrängte ihn dann und raubte ihm den Boden unter den Füßen. Dunkel und schwarz muß also derjenige sein, der die Seele der Sonnenkinder mit Schrecken erfüllt, der sie haßt und ihnen mit dem Untergange droht. Die gütige Macht schafft und erhält uns, die böse martert uns und will uns vernichten. Mit dem ersten Glanze der Sonnenstrahlen ist auch das Gefühl der Anbetung erwacht.

Der Zaunkönig zerfloß jetzt in Dankbarkeit, sein Herz jauchzte Preis und Entzücken.

Der du uns das schöne Leben geschenkt hast, und mit dem Leben den Schatz der Liebe — sei mir am klaren Himmel begrüßt!

Er blickte auf und sah den dunkelblauen, makellos klaren Himmel durch den Blätterreichtum hernieder scheinen. Von allen Seiten her strömte ein Strahlenregen herab, lickerte durch die Maschen des Blätternetzes, das über dem Walde hing, überflutete die Erde mit Licht und kehrte mit blendendem Glanze aus den Wellen des Prondnik wieder.



Der Zaunkönig würde ein Lied der Liebe und des Dankes angestimmt haben, aber er hatte ein Werk zu vollbringen, das die Sonne ihm bestimmt, und das wichtiger ist, als alle anderen Erdenwerke:

— Gehe, baue ein Nest und singe am Rande des Nestes!

So lautete das Gebot und ein unbefieglbarer Herzenswunsch zwang den Vogel zum Gehorsam. Der geborene Sänger machte sich mit derselben Begeisterung an die Arbeit, mit der er seine Lieder sang.

Das Nest und das Lied, beide müssen sie dem Borne der Liebe entfließen, um die Wiedergeburt des unsterblichen Lebens bewirken zu können.

Er hatte eine Geliebte, ein schönes Vogelweibchen, und hatte ihr seine Liebe gestanden und in Liedern verkündet; daher die süße Pflicht des Hüttenbauens. Im Herzen aber bewahrte er das Bild der heimatlichen Hütte, in der er das Licht der Welt erblickt hatte und aufgezogen worden war.

Auf der ganzen Welt gibt es keinen prächtigeren Bau, als das Vaterhaus, — als das Urbild des von den Ahnen ererbten Nestes.

Emsig machte er sich an die Arbeit; er aß nicht, und sang nicht, und arbeitete nur mit dem Aufwand seiner ganzen Kraft. Als der vierte Tag zur Neige ging, hatte er ein Meisterstück zustande gebracht. Er besah es von allen Seiten, machte einen Freuden sprung und rief glücklich: Tschick, tschick, tschick!

Wem ein Ideal in der Seele lebt, der muß gute Arbeit verrichten. Das Nest war ein würdiger Sitz der Liebe geworden. Es war aus graugrünem, sammetweichem Moos ausgeführt. Aus den feinen Fädchen hatte der Baumeister ein glattes Kügelchen gestickt und geflochten —



ein entzückendes Nippelchlein. Der Eingang zum Neste, das nicht größer war wie ein Apfel, war an der Seite angebracht.

Im Walde lag eine riesige Eiche, die der Sturm vor vielen Jahren entwurzelt hatte; heute war sie verfault und mit einem Dickicht von Sträuchern, Moosen und Kräutern bewachsen. In dem undurchdringlichen Gewirr dieser Schmarozer hatte der Zaunkönig seine Hütte erbaut und rief die Geliebte herbei, um ihr sein Werk zu zeigen.

Man kann sich nichts Schöneres denken.

Die Aufgabe der Frau ist es, das Haus wohnlich zu machen, es mit weichen und warmen Pfühlen zu versehen.

Also machte sich die Gefährtin des Zaunkönigs auf den Weg, sammelte verschiedenen Frühlingsflaum, polsterte die Wände der Hütte mit weichen Kissen und erfüllte ihre Pflicht aufs beste.

Von den Freuden des Familienlebens träumend, brachte sie die erste Nacht im Neste zu.

— Hier werden unsere Kinder zur Welt kommen; die einen werden mir ähnlich sehen, die anderen dem Vater. Schon jetzt liebe ich sie von Herzen.

Von süßen Hoffnungen gewiegt, von Glücksträumen berauscht, sah sie, im Neste verborgen, weder die Dunkelheit der Nacht, noch hörte sie das schreckliche Uhu-huu!

In ihrer Seele war es hell, und deutlich hörte sie die Stimme ihres eigenen Glücks. Liebliche Träume standen an den Pforten ihres Herzens und wehrten der Angst den Eintritt. Uebrigens wachte ja ihr geliebter tapferer Held und schützte den Eingang ins Paradies. Oh, unvergeßliche Träume der ersten Liebesnacht, wie schön seid ihr!



Aber als der Morgen kam, überkam sie eine unaussprechliche Angst. Sie sah mit Entsetzen, daß das ganz in der Nähe gelegene Nest der Auerhenne zerstört worden war. Ringsumher, oh Jammer, war das Gras mit Blut bespritzt, und auf dem Boden lagen Federn und Fleischreste und die Schalen der Eier, auf denen die ermordete Henne mit mütterlicher Hingabe gebrütet hatte.

Die Gattin des Zaunkönigs zitterte und blickte angstvoll in die Augen des Satten. Er antwortete traurig:

— Tschick-tschick-tschick!

Es mochte wohl heißen: In unseren Träumen malen wir uns das Glück als etwas aus, das leicht erlangt werden kann, aber im Leben muß es gewöhnlich teuer erkauft werden.

Er liebte seine liebliche Gattin über alles und ihre Furcht machte ihm das Herz schwer; daher beschloß er, ein anderes Nest an einem anderen Orte zu bauen. Denn das war seine Art: wenn es galt, den Wunsch der Teuren zu erfüllen, scheute er keine Mühe, und gern hätte er noch ein drittes und viertes Nest gebaut.

Er machte sich also wieder freudig ans Werk.

— Für sie zu arbeiten ist mir Genuß.

Ein mächtiger Haselnußstrauch wuchs brüderlich Seite an Seite mit einem Hollunderbusch und einem Schneeballbaum; von Brombeer- ranken umschlungen, drängten sich ein wilder Rosen- und ein Schlehen- busch zu ihren Füßen. — In diesem Dickicht begann der unermüdete Vogel den Bau eines zweiten Nestes.



Zuerst legte er die Grundlagen des gewölbten Baues; das heißt, er wölbte aus grauen Moosfäden die Bogen, die dem Neste die Gestalt des erdumfangenden Himmels verleihen. Dann verdichtete er die Spalten des Gewölbes, indem er seine Sparren mit feinen Grasshälmchen und Blattnerven durchflocht. Auf diese Weise entstand eine Kugel mit zwei Polen, dem Aequator, den Meridianen und Parallellinien. Darauf verband er die senkrechten und wagerechten Fäden mit Spinnweb, mit Wolfs- und Hasenhaar. Im Gewebe des Häuschens brachte er oben kleine Fensterchen an und am Umkreise — die rund ausgeschnittene Hauptöffnung des Eingangs. Endlich gedachte er der äußeren Verzierungen des Hauses: er bekleidete es mit einem grünen Moosmantel, den er hie und da mit einer farbigen Feder schmückte, mit dem Flaum der Mandelkrähe, des Simpels, der Amiel oder des Eisvogels. Mit ganzer Seele war er bei dem außerordentlichen Werk.

Die neue Hütte war fertig; sie war der ersten ähnlich, war, wie diese, nach dem Vorbilde der väterlichen Hütte erbaut.

Die Geliebte nahm das heimliche Werkchen in Augenschein und aus ihren Blicken sprach Glück und Dankbarkeit und Bewunderung.

— Alles, was er thut, ist gut und schön!

Wieder polsterte sie das Nest mit weichem Flaum, drückte ihn fest, glättete ihn schön, erwärmte ihn mit der Wärme ihres mütterlichen Busens und machte sich ans Eierlegen. Mit unerschöpflicher Geduld, mit der Ruhe und Sanftmut einer guten Seele hütete sie fleißig das Haus und bewachte das Nest unermüdet. So klein und schwächlich



lie war, hatte sie doch lieben Eier gelegt. Das erste legte sie sich dicht ans Herz.

— Gewiß wird das ein Sohn, und sicherlich wird er dem Vater ähnlich sein, — dachte sie.

Die anderen sechs umgaben das erstgeborene im Kranz. Sie liebte sie alle mit gleicher Zärtlichkeit — die teuren Kinder, die unermesslichen Schätze.

In der Hütte war es fraulich, warm und wohlig. Er entfernte sich nie sehr weit von der Schwelle des Hauses, obgleich er für die Nahrung seiner teuren Gefährtin zu sorgen hatte. Er war bemüht, ihr die Einsamkeit zu verüßen, indem er sang oder ihr zurief, daß er das Nest bewache und an sie denke.

— Tschick-tschick-tschick!

In ihrer Nachbarschaft, etwas höher zwischen einer gabelförmigen Verzweigung des Haselnußstrauches, hatte ein friedfertiges Stieglitzpaar sein Nest gebaut. Außerdem nisteten Drosseln in der Höhlung einer nahen Kiefer und saßen abwechselnd auf den Eiern — das Männchen in den Nachmittagsstunden, das Weibchen den Rest des Tages. Auf der anderen Seite wieder, auf einer Birke, hatten die Finken ein halbrundes Nest gebaut, das sehr schön geformt war, und seiner Farbe nach ganz der Birkenrinde glich; es sah aus, wie ein Napf, der innen mit allem möglichen Flaum gefüttert war, denn selbst Habichtsfraum war darunter; und es war so weich, so glatt.

Das Weibchen des Zaunkönigs hatte schon eine geraume Zeit in ihrem kleinen Häuschen gebrütet, als eines Tages ein Hänflings-



männchen geflogen kam, eins von denen, die schwarze Müßchen tragen, und in größter Eile anfang, dicht neben ihr, im Schlehenbusch, sein Nest zu bauen. Bald darauf erschien auch das Weibchen, und nach einigen Tagen hing eine Vogelhütte zwischen den Dornen. Sie sah aus, wie aus Draht geflochten, und war mit Rehhaaren und den seidnen Härcchen der Raupen gepolstert. Nun gab es eine Nachbarschaft und eine sehr angenehme dazu.

Um das Nest der Zaunkönige herum war es sehr lebhaft. Wie das bei Nachbarn gewöhnlich ist, kam es zwischen den verschiedenen Familien oft zu Mißhelligkeiten und Reibereien. Die Familienväter verdächtigten die Nachbarn mit Recht oder mit Unrecht böser Absichten. Der Fink besonders, der sehr heißblütig war, zeigte große Kampflust und versuchte oft den einen oder den anderen der männlichen Nachbarn zu zausen.

Aber von allzu heftigen Streitigkeiten konnte nicht die Rede sein, denn dreißig Schritte von ihnen entfernt, zwischen den Zweigen einer jungen Kiefer, hing ein Elsternest, das aus trockenen Reisern geflochten und wie mit einer Müße bedeckt war.

Die jungen Elstern waren schon ausgebrütet und riefen unaufhörlich nach Nahrung, und insofgedessen war in der Nachbarschaft kein Junges seines Lebens sicher. Nur der Buntspecht setzte den Drosseln sehr zu, die sich in seinem Hause ein Nest gebaut; unaufhörlich störte er die Mutter mit seinem Hämmern und achtete der Drohungen des Vaters nicht im Geringsten.



Auch das Eichhörnchen fing oft ähnlichen Streit um die Immobilien an. Denn es konnte der Eule nicht verzeihen, daß sie sich sein bequemes Loch in der alten Eiche angeeignet hatte.

Trotzdem lebte es sich dort ganz gut. Der Dompfaff piff sein mutiges Vaterlandslied; oder er wurde feierlich, und dann ertönte sein Lied im Walde wie frommer Kirchengesang. Der Finke sang voller Begeisterung, denn die anderen Finkenmännchen ringsumher suchten um die Wette nach reinen und edelklingenden Tönen, und jeder dachte in seinem Sinn:

— Ho! ho! Mir kommt keiner gleich! Wie herzlich schlecht singt doch mein biederer Nachbar!

Hoch oben in den Wipfeln der prächtigen Bäume, lockten die Zeisige mit sehnsüchtiger Stimme, sangen freudige Lieder oder zwischerten vergnügt. Die Nesselinken, die Stieglitze und Drosseln — die einen im Schatten der Sträucher, die anderen im hellen Sonnenschein — erfüllten die Luft mit ihrem Gesang. Die Goldammer, die goldschimmernde Schönheit, die wahre Waldnixe, hüpfte anmutig von Baum zu Baum und wo sie sich niederließte, piff sie ihr leidenschaftliches: Phio-lu-lu!

Jetzt hat sie die andere Waldschönheit, die Mandelkrähe erblickt, die in den Himmelstürben schillert, aber heiser krächzt, wie ein trockener Kiefernast. Kampflustig springt sie herbei und treibt die Mandelkrähe vom Baume. Dann fliegt sie auf die Eiche und zankt mit dem Kuckuck; jedes „Kuckuck!“ beantwortet sie mit einem „Phio-lu-lu!“ Sie jagt dem Wiedehopf, der jeden Streit ängstlich meidet, einen heillosen Schrecken



ein; dann stört sie die Turkeltauben auf, die einen verborgenen Ruheplatz suchten, um nach Herzenslust girren zu können. Ja, so zänkisch ist sie: Nun kommt sie tanzend auf die Lichtung geflogen, und treibt den großen roten Neuntöter vom Wipfel des wilden Pflaumenbaumes, wo er sich einen Galgen errichtet hat und die gefangenen Insekten und geraubten jungen Vögel aufspießt.

So war das Leben in der Nachbarschaft des Zaunkönigweibes.

Aber die Maiennächte, so kurz sie waren, waren dem Zaunkönig jetzt noch furchtbarer: denn er zitterte um seine geliebten Sieben und um die Teure, die Gute, die Schöne, die der Traum seiner Seele war. Das Uhu-huu! wütete furchtbar im Walde. Niemals war diese schreckliche Stimme so unheilrohend, so markererschütternd erklungen. Böse Ahnungen suchten die Seele des Zaunkönigs heim, der sich in schlaflosen Nächten den Augenblick ausmalte, wo der schwarze Feind sein Nest überfallen und es zugrunde richten würde.

— Oh Gott! wenn meine Teuren sterben sollten!

Er fühlte dann, daß ihm sein Nest teurer war, als sein Leben. Schreckhaft rieb er sich am Morgen den Schlaf aus den Augen, eilte zu der Geliebten, sah sie lebendig vor sich, sah sie sanft, geduldig und lächelnd, einem Engel der Güte und Aufopferung gleich.

Bei diesem Anblick verschwand das furchtbare Gaukelpiel der Nacht, und in der Seele des Zaunkönigs wurde es hell. Er ging in den Wald, um das tägliche Brot zu erwerben, und brachte ihr die Früchte seiner Mühen.



Wie süß ist es, für seine Lieben zu arbeiten! Es ist die reinste Freude des Lebens, und sie beweist, daß das wahrhaft große Glück jenseits der Grenzen der Selbstsucht liegt. Er würde sein Herzblut für sie hingeben, wenn es nötig wäre.

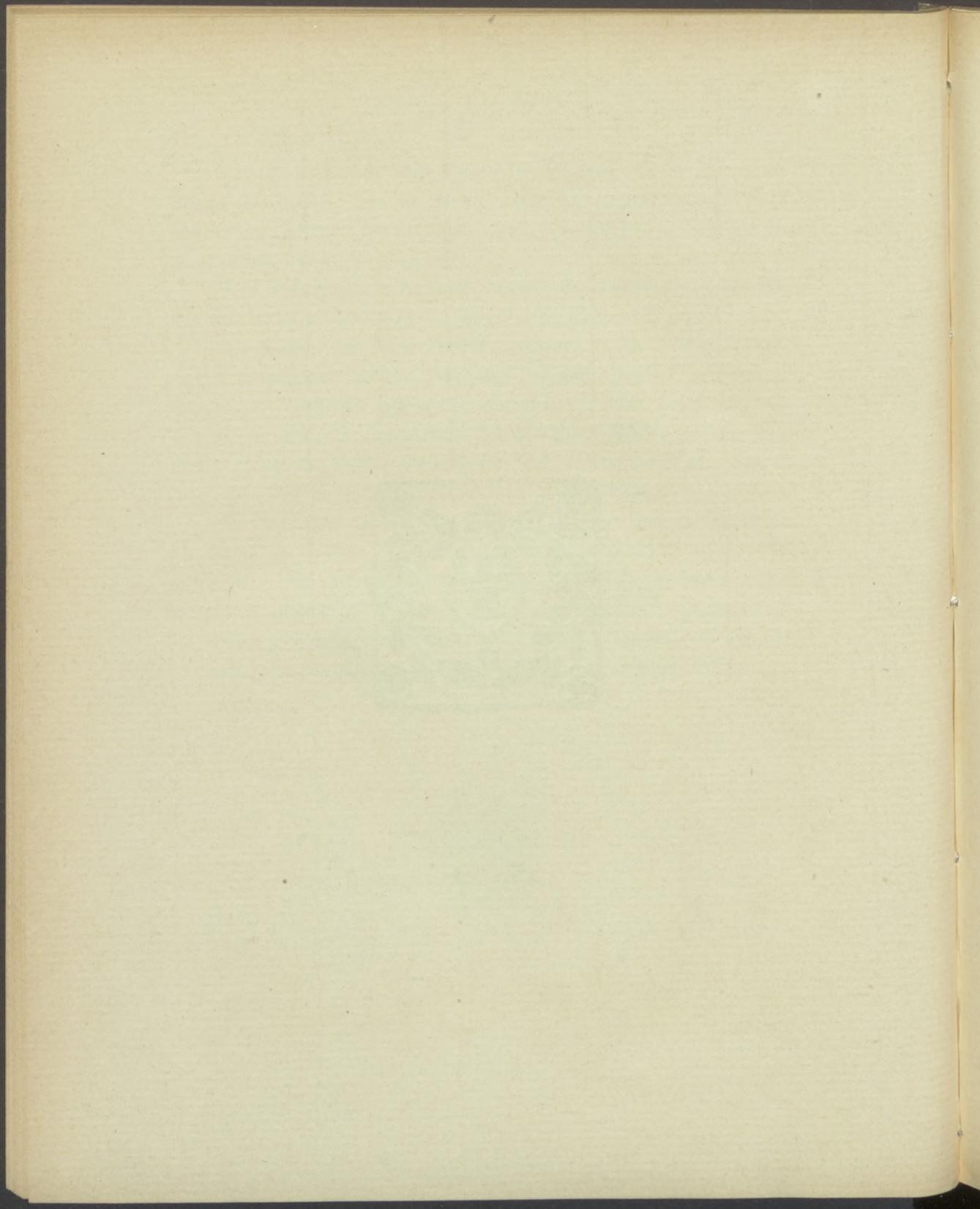
Jetzt setzte er sich in der Nähe des Nestes auf einen Zweig, wandte sich der Sonne zu und sang ein begeistertes Liebeslied.

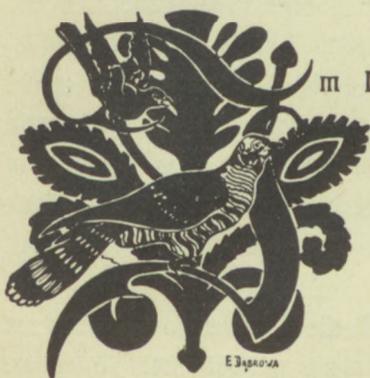
Der Gesang des stillen Meisters verklang in der Wildnis, zerfloß in den unendlichen Räumen, überflutet von den Stimmen der lauderen Sängers . . . Nein! Es gibt etwas, das groß und schön ist in Ewigkeit: Das ist das Lied, die Sprache der tief bewegten Seele, das Lied, ohne dessen Klang das Dasein der lebenden Welt undenkbar wäre. Und so lange die Welt besteht, wird dieses Lied nicht verklingen.

Es fliegt über die Grenzen der Welten hinaus, denn in ihm wohnt die Seele, es schwebt durch die Fernen der Jahrhunderte, denn es ist unsterblich. Wie von den Sternen gefallen, im Leben der Urenkel neu-erstanden, erklingt es wieder auf Erden . . . Sei begrüßt, oh! Urgefang, du ältester und ewig junger Sohn der Jahrhunderte, du Werk der Begeisterung der Zaunkönige, der Söhne der Sonne und der Erde.









Im Morgengrauen der Zeiten wurde dem König Feuer und der Königin Wasserflut eine Tochter geboren, ein heller Stern — unter Mütterchen Erde.

Sei gesegnet, göttliches Feuer! du lebendiges, du reines! Sei gesegnet im Glanze der Sonne, in des Himmels Sternen, in der Erde Schoß, in den Blitzen der Wolken, in der Flamme des

häuslichen Herdes, im Glühen und heiligen Funkeln des unsterblichen Geisteslebens!

Ehre sei dir, lebendige, klare Flut! Du bist im Meere und in den Strömen, in den Bächen und in den Quellen, in den Wolken und in den Thränen, die dem Schmerze Linderung bringen, und in den Thränen der Reue und des heiligen Mitleids, die die Schlacken der Selbstsucht von der Seele spülen!

Glühe, väterliches Feuer, und entfache den großen Willen zum Leben; leuchte auf den Altären unserer Herzen, schlage empor in den Flammen der Liebe, verzehre die Selbstsucht mit deinem Brand und veredle die Geschöpfe durch die Glut der Begeisterung.

Mütterliches Wasser, verleihe unseren Fluren Fruchtbarkeit, labe und erquickte die Lechzenden, lösche die furchtbaren Brände der Ver-



wüftung, überflute die Flammen des Hasses und der Feindschaft mit Thränen der Vergebung!

Die Erde, die von den funkelnden Sternen beleuchtet, in der grenzenlosen Welt schwebte und zum hellen Sonnengott hinaufblickte, schloß mit dem ewig Strahlenden einen Liebesbund und gebar das Leben.

Und das Leben — ihr Kind — soll ewig sein, denn die Seele seiner Seele ist die unsterbliche Liebe. Und es ist eine Freude, zu leben — selbst im tiefsten Leid, denn durch jeden Schmerz, durch jeden Kampf wird das Leben geadelt und erst dann in Schönheit gekleidet.

Die Gluthen der Aufopferung und die Thränen des Schmerzes umgeben die Alltäglichkeit des irdischen Daseins mit göttlichem Schimmer.

Den Schmerz aber und die bittere Enttäuschung fühlen wir, weil das Glück da ist und die süße Hoffnung. Und es gibt kein Nichts, denn nichts geht spurlos verloren, und die ewig junge Liebe schafft immer neue Werke, die es wert sind, zu sein und zu leben.

Soll flammt der purpurne Sonnenthron. Ströme von Licht und Wärme fließen auf den Schoß der Jungfrau-Erde nieder. Es ist das erste Unterpand der Liebe, das der strahlende Geliebte — der Sonnengott — seiner Braut in den süßen Tagen der Minne sendet — sein strahlendes Lächeln und seine heißen Küsse.

Die Wasser der Flüsse und Bäche eilen geschäftig dahin und rauschen mächtig.

Der blaße Tod wird von ihren Wellen weit weggetragen.

Der Tod schwimmt mit dem Wasser fort, das neue Leben beginnt.



Der schöne Lenz ist da! Das Gottesfest, das Frühlingsfest folgt der Verlobung des Sonnengottes und der Erde.

Schon kommt der Bräutigam in der ganzen Herrlichkeit seiner männlichen Kraft daher. Mächtig weht sein Odem, der weitbrauende Wind, mächtig tönt seine Rede, der rollende Donner, hell leuchtet sein Sper, der flammende Blis.

Wie schön ist er und wie groß! Er beginnt den Liebestanz, der auch ein ritterlicher, ein Kriegstanz ist.

Die Erde erbebt. Er umfing sie mit seinen mächtigen Armen und sie wurde seine Gattin.

Die Wälder flüstern geheimnisvoll und rauschen die wichtige Kunde:  
Es ist geschehen!

Große, fruchtbringende Regentropfen fallen vom Himmel, sickern in die Erde und rauschen:

Es ist geschehen!

Die Erde hat das Leben empfangen. Ehre dem Leben, das in uns ist: dem Leben, das sich von Geschlecht zu Geschlecht weitergepflanzt hat, und jenem kommenden, das uns die schöne Morgenröte der Hoffnung erst in künftigen Zeiten verspricht.

Keiner lebt heute, der nicht gestern gelebt, und dem nicht das Morgen eines ewig neuen, kommenden Lebens dämmer.

Ein prachtvoller Smaragd schaut aus dem jungen, im Sonnenlicht gebadeten Grashalm hervor. Er prophezeit Millionen von Nestern und verkündet die Zukunft eines Lebens, das Jahrhunderte lang dauern soll



Der Bräutigam hat seinen herrlichen Bogen — das ewige siebenfarbige Meisterwerk am Himmelsgewölbe ausgespannt, und ruht nun, strahlend in seiner Herrlichkeit.

Sie, die junge, zur Mutter geweihte Sattin, strahlt von Diamanten und Perlen und steht im befehlenden Bewußtsein seiner Liebe, im Vorgefühl ihrer Mutterchaft, leise lächelnd da.

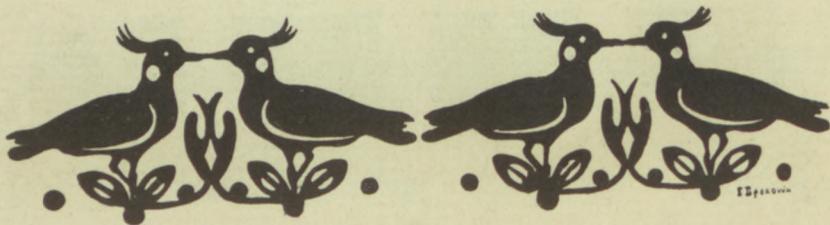
Wanda, die Jungfrau, wird zur Lada — zu unserer schönen Mutter — Erde.

Gieb uns deinen Segen, Mutter des Frühlings!

Von lebenerzeugender Wärme erfüllt, erbebt der Schoß der Jungfrau schon in inniger Liebe zu den kommenden Kindern. Milch schwellt ihren Busen und das Leben saugt an den Brüsten der Mutter. Schaffende Säfte kreisen im Mark der Bäume, in den Geweben und Knochen, und neues Leben bevölkert die Welt.

Schon umwinden grüne Blätterkränze, und farbige Blumengirlanden die Stirn der schönen jungen Mutter.

Die Anemonen, die Primeln, die Glockenblumen lächeln im Walde, die Ranunkeln blühen auf den feuchten Wiesen! Und wie klar ist der Himmel, wie wollüstig umfängt er die Erde mit seinem Blau. Vom ersten Glanz der Morgenröte bis zum letzten Strahl des Abendrots strömt der Segen vom Himmel herab. Ihr blaut das makellos klare Himmelsgewölbe, das weder Anfang noch Ende hat; ihr scheinen der Purpur, das Gold, die Rubinen und die Topasen, in deren Mitte der Abend- und der Morgenstern schwebt; ihr leuchten die unzähligen Sterne, die den nächtlichen Himmel mit Licht überfluten.



Mutter, du bist die Erwählte des Sonnengottes, und wir sind die Anverwandten des Himmels!

In den Wäldern, auf den Fluren und Gewässern tönt das betäubende, freude-trunkene Singen der Vögel.

Die Luft, die Tiefen, die Wiesen und Felsenchlünde erbeben und brausen von den herrlichen Festen der Liebe.

Alles was lebt, fühlt beim Anblick der ungeheuren, fleckenlosen Bläue die süße und gebieterische Pflicht, glücklich zu sein.

Oh Leben, dein Geheimnis ist das Geheimnis der Liebe!

Stöhnt und weint auch jemand Schmerzerfüllt, — heute wird er nicht gehört.

Jeder sieht nur sich selbst und sein Glück; jeder fühlt, daß die Liebe das Leben erzeugt, und daß das ganze Leben eine einzige Liebeskette ist, die das Leben mit dem Weltall verknüpft.

Unsere Welt duftet, atmet Freude und Trunkenheit und erglänzt in zauberhafter Anmut.

Mutter, wie wohl ist uns an deiner Brust!

Jedes lebende Geschöpf scheint deutlich zu sprechen:

— Und muß ich jetzt sterben, so sterbe ich gern — mitten im Glücke, das den Verlust des Lebens tausendfach aufwiegt!

Schön, wunderbar schön ist der Morgen der unschuldigen Jugend, mit seinem frischen, von den Mühen des langen Lebens noch unbedeckten Schmelz. Noch ist kein lockendes Wahngesicht zerstoßen, noch



Е. ДАРКОВА

eilt jeder im Entzückungsrausch den Pforten des Glückes zu. Wie reich an zauberischen Versprechungen ist die Verkünderin des Frühlingsfestes, die goldhaarige Morgenröte mit den Rosenfingern.

Die Göttin Shyva, die Göttin des Lebens, die schöne Wärterin des jungen Lebens, eilt gütig, wie das Glück, und schön, wie ein Traumbild, durch unsere Welt. Die Schönste der Göttinnen weist uns alle ihre Reize. Kein Gewand verhüllt ihren schwanenweißen Körper, den nur der goldige Mantel ihres Haares umfließt; den Kopf schmückt ein Kranz von Rosmarin und Primeln. Sie hat sich in der Weichsel gebadet, sich in den Fluten der Nida gespiegelt und kommt nun an die Ufer des Prondnik — die geliebte Wärterin.

Sie besucht die Dörfer und Weiler der Menschen, liebkost die lieben Kleinen, schenkt den Frauen die heilige Begeisterung der Mutterliebe. Nach ihrem Vorbilde kommen bei uns so schöne Mädchen zur Welt.

Sie kommt auf die Fluren, säet das verkümmerte Getreide nach, und richtet die schwachen Sämlinge auf. Im Wald schaut sie in jedes Nest, segnet die Bienenstöcke und gibt den altersschwachen Eichen neue Kraft; auf den Wiesen haucht sie den Gräsern und Blumen mutigeres Leben ein, stärkt das schwankende Schilf mit einer Berührung ihrer Hand, färbt die Schmetterlinge, Käfer und Fliegen mit einem Winke bunt. Ueberall steuert sie dem Bösen, und umgibt das neugeborene Leben mit sorglamer Pflege. Dann nimmt sie die Gestalt des Kuckucks, des Glückspropheten an, und spricht dem Kinde von seiner Zukunft, und liebkost es, und spielt mit ihm, und ruft:



Kuckuck! Kuckuck!

Das glückliche Kind antwortet ihr mit einem dankbaren Lächeln.  
Ehre sei dem Leben, der Liebe, dem Glücke und der Anmut!

Alles, was atmet, was das Blut des Lebens in sich fühlt, schaut zum  
Himmel empor. Millionen von Herzen schlagen ihm dankbar entgegen.

Wie sollen wir dich ehren, oh hehrer Vater, wie sollen wir dir  
unfere Liebe beweisen, oh schöne und gute Mutter Erde!

Wenn das Herz vom eigenen Glücke erfüllt ist, treibt es den  
Menschen zur Anbetung, zur Darbringung seiner Bewunderung an.  
Und den Winken des Himmels gehorchend, ruft das Volk feierliche  
Gebräuche, große Feste ins Leben.

— Strahlender Gott, großer Wohlthäter, empfang die Gaben der  
Früchte, mit denen du deine Kinder beschenkst; durch deine Gnade  
allein werden wir vor Mangel und Elend bewahrt.

Inmitten der Felder grünt das Sommer- und Winterkorn auf den  
gerodeten Aekern und sprieht eilig zur Sonne empor.

Von der unsichtbaren Hand der schützenden Gottheit belet, bedecken  
sich die Wiesen mit üppigem Gras.

— Herr, du gibst uns die Ernte und die reiche Mahd! Wie  
sollten wir dich nicht ehren!

Oh Frühlingszeit, oh Wonnezeit! Oh wunderschönes Fest des  
Lenzes!

Das Volk ruht nach der Arbeit und denkt über das große Werk  
der Auferstehung nach. Voller Entzücken sieht es zum Himmel empor,



träumt von dem Leben des Geistes, das jenseits der Grenzen des körperlichen Daseins webt, und feiert die leuchtenden Tage des Lenzes. Von Dankbarkeit für seine Mutter erfüllt, freut es sich ihrer geheiligten Gaben. Sein Gedanke dringt in das Wesen der Dinge und erkennt, daß das Ei das Symbol des Lebens ist, das Zeichen der Wiedergeburt. Sie halten das Schmaackosternmahl, um vom Wasser gereinigt, wie die Erde vom Himmelsregen, den kommenden Sommer würdig zu empfangen. Im Frühling ist die Ehrung der Götter entstanden und mit der Ehrung — das Leben des Geistes. Gebete voller Dank und Flehen schweben die Lärchenwege entlang von den Fluren auf und fließen mit den Stimmen des Alllebens zusammen.

Gute Gottheit, segne den Hafer, den Weizen und jegliche Frucht!  
Ein silberweißer Greis tritt hervor, ein begnadeter Priester, dessen Geist das Ueberirdische durchdringt. Er besitzt das Geheimnis des Kultes und ist ein würdiger Diener an den Altären des lichten Gottes. Er hebt die Hände empor und zeigt nach dem unermesslichen Himmel mit der flammenden Sonnenscheibe. Das Volk erkennt, daß es nichts Größeres auf der Welt gibt, und fällt demütig vor dem Strahlenden nieder.

— Dir, oh Vater des Lebens, wenden sich die Augen aller lebenden Wesen zu! —

Und der Himmel umfing die Erde samt ihren Kindern mit seinen Armen und strahlte in Schönheit und Glanz aus den Wellen des Prondnik wieder.

— Wie mächtig ist der Himmel, der alles umfaßt und umfängt!  
Unerstickt ist er, unermesslich und unzerstörbar.



Ehre dem Großen!

Ein Wink von ihm erzeugt und bändigt die Gewitter, läßt die Blitze zucken und die Welten ihre Wege verfolgen. Von ihm stammt alles, was ist, was war und was sein wird, das Bekannte wie das Unbekannte! Ehre dem Mächtigen!

Er ist der Anfang und das Ende aller Dinge — und hat doch selbst weder Anfang noch Ende. Er erhält und umfaßt Millionen von leuchtenden Riesenwelten und zeichnet ihnen ihre Wege durch die endlosen Zeiten vor. Er läßt Welten in Schutt zerfallen, schafft neue aus ihren Trümmern und lebt in Ewigkeit. Keiner von unseren Vorfahren hat seine Geburt gesehen, keiner von unseren Nachkommen wird Zeuge seines Todes sein! . . . Ehre dem Ewigen!

Neiget das Haupt in Demut vor ihm, ihr Erdenkinder, denn nur durch ihn habt ihr Teil an der Ewigkeit!

Und der alte Urgott — den die Menschen einst vor allen Göttern ehrten — schaut mit guten, gnädigen Vateraugen vom hohen Himmel herab und segnet die Kinder der Erde. Die Wunder unserer Erde, so wunderbar sie sind, sind keine Wunder für ihn. Um sich her sieht er das größte aller Wunder: die unermesslichen Abgründe der Endlosigkeit, die mächtigen Sternenwelten, die ewig auf den Himmelsaltären flammenden heiligen Feuer. Und auch sie leben in Ewigkeit!

\* \* \*

Das Leben sang das große Frühlingslied und konnte es nicht zu Ende singen. Wie sollte es die Menge der Gefühle wiedergeben, die das Herz so mächtig schwellen, daß sie in keiner Gestalt Raum finden



und unausprechlich sind? . . . Endlose Reihen von Jahrhunderten  
singen das ewig neue Lied der Liebe und werden es ewig singen.

Der hingerissene Zaunkönig sang mit den anderen. Aber er hielt  
in seinem endlosen Hymnus inne, denn die Mutter seiner Kinder mußte  
auch Brot zum Leben haben. Die Sorgfalt des Weibchens für das Nest  
kannte keine Grenzen.

Die junge Mutter erfüllte ihr Werk mit Hingebung, mit frommem  
Entzücken; es war, als ob sie betete.

Dem Liede des Satten lauschend, fühlte sie sich von der Be-  
geisterung und der schöpferischen Kraft beseelt, die dem Leben bald  
neue Kinder schenken sollte. Ihre Seele war voller Freude, daher  
ward ihrem Mutterherzen die mühevollste Pflicht zur süßen Notwendigkeit.  
Doch gab es auch für sie seltene Augenblicke, in denen die Forderungen,  
die das Leben an den Einzelnen stellt, laut wurden und gebieterisch  
nach Befriedigung riefen. — Du bist verloren, wenn du den Hunger  
nicht stillst, den Durst nicht löschst, der dich verzehrt. Und was soll  
dann aus deinen Lieben werden?

Die Werke der Aufopferung erheischen die Anspannung der Geistes-  
kräfte, und das Erdenleben kennt keinen Geist ohne des Körpers Kraft,  
der seine Kräfte aus dem Brote der Erde schöpft.

Die Sorge für ihre Nahrung hatte der Vater des Nestes fast aus-  
schließlich übernommen; aber die arme Mutter war oft dem Ver-  
schmachten nahe und dann mußte sie die teure Kinderwiege auf einen  
Augenblick verlassen. Es gab keinen anderen Ausweg.

Eben ist sie, vom Durst gepeinigt, geheimnisvoll aus dem Nest



geschlüpft. — Oh, Gott! möchte nur niemand meine Abwesenheit bemerken!

Wie ein Mäuschen huschte sie über die Erde hin, oder flatterte empor und eilte so — zu Fuß oder ihre Flügelchen gebrauchend, — dem Prondnik zu. Keiner der Nachbarn hatte ihren Ausflug gemerkt, — die anderen Mütter machten es ebenso.

Die kleine Gurgel des Vögleins war sehr anspruchslos: leicht war sie erquickt und befriedigt. Ein-, zwei-, dreimal schöpfte sie ein Tröpfchen aus dem Bache und hatte genug.

Sie schaute sich in der Welt um und ward die Reize des Frühlings gewahr. Ueberall ist es so hell, so warm und so duftig. Um sie herum lebten und webten die Vögel, die Schmetterlinge, die Fliegen, Käfer und Blumen. Ueberall war Bewegung, Gesang, Gezwitscher, überall glänzten tausende von Farben. Ganz in ihr Werk vertieft, hatte sie die Wonne des Frühlings noch kaum empfunden.

Die junge Einliedlerin hatte sich nur einen Augenblick vergeffen, nur so lange, als nötig war, um sich der unlagbaren Reize des Frühlingslebens in diesem Winkel am Bache bewußt zu werden.

— Ah! wie frei fliegt die Schwalbe über das Wasser dahin, wie pfeift die Amsel, wie klingt der Ruf der Bachstelzen!

— Sind diese Libellen, diese Schmetterlinge und Blumen nicht die Gottheiten des Prondnik! Gewiß sind es Nixen!

Und schon kommen ihr wieder ihre Kinder in den Sinn, und in



größter Hast eilt sie dem Hause zu, und ihr Herz schlägt sorgenvoll, Feß macht sie sich die bittersten Vorwürfe.

— Oh, ich bin eine unnatürliche Mutter! Ich habe meine armen Lieblinge vergessen! Es ist ihnen doch nichts böies zugestoßen?

Sie verdoppelt ihre Schritte, beschleunigt ihren Flug. Ihre Abwesenheit vom Hause scheint ihr jetzt eine Ewigkeit gedauert zu haben und die Entfernung eine unermessliche zu sein. Sie läuft, ihrer selbst kaum mächtig, und hört unterwegs, wie häßlich die Elster plappert, wie die Krähe drohend krächzt, wie lärmend der Kuckuck ruft, wie warnend die Stimme der Drosseln ertönt. Alles scheint ihr zuzurufen:

— Oh, böie Mutter, du hast deine Kinder verlassen.

Eine quälende Unruhe bemächtigte sich ihrer. Atemlos, halb tot vor Schreck erreichte sie das Nest und setzte sich eilig hinein.

— Gott sei Dank, daß ich wieder bei ihnen bin. Oh, nie, nie wieder werde ich mich entfernen!

Plötzlich fühlte sie, daß sich etwas im Hause geändert hatte, daß es nicht mehr so war, wie früher. Eins der Eier kam immer wieder unter den schützenden Flügeln der Mutter zum Vorschein, und es war ihr fast unmöglich, es zwischen die anderen zu schieben.

— Hier muß etwas hinzugekommen, neu gewachsen sein. Denn wie käme es sonst, daß ich sie nicht unter meiner Brust bergen kann? Ehe ich fort ging, war ihnen das Nest doch nicht zu eng!

Sie sprang auf, klammerte sich mit den Füßchen an die Wände der Hütte und suchte den Stand der Familienangelegenheiten zu erforschen. Das Licht, das durch die Pforte und die Fensteröffnung



fiel, beschien ein Ei, das größer war als die anderen, und das war eben die Ursache des Raummangels.

— Ich erinnere mich nicht, diesen Riefen jemals zur Welt gebracht zu haben.

Sie brütete wieder und grübelte über das Vorgefallene.

Bald kehrte der Gatte mit Vorräten beladen heim.

Sofort zeigte ihm das Weibchen die Eier und fragte:

— Tschick! Tschick! Tschick!?

— Du bist klug und kannst mir gewiß erklären, wie dieses Ei, das größer ist, als die anderen, in unser Nest geraten ist.

Er machte große Augen, blickte aufmerksam ins Nest und sah etwas Ungewöhnliches; aber er verstand kein Sterbenswörtchen davon.

— hm, das ist mir unerklärlich! So lange die Welt steht, hat es kein solches Ei im Geschlechte der Zaunkönige gegeben. —

Und das biedere Sattenpaar war bereit, das Ereignis für ein Wunder zu halten.

Wie dem auch sei, die süße Pflicht der Mutterschaft zwang das Weibchen, auf den Eiern zu bleiben, bis die Jungen ausgebrütet wären. Also breitete sie die Flügel nach Möglichkeit aus und erfüllte alles gewissenhaft, was dem brütenden Vogel obliegt.

Mit der Zeit gewöhnte sie sich an die neuen Verhältnisse; das Ei blieb zwar groß, aber es berührte sie nicht mehr unangenehm und gehörte ganz zur Familie.



Das schwächliche Mütterchen bedeckte es, so gut es konnte, mit seinen Flügeln und schenkte ihm die Wärme seiner Brust.

Nach und nach weckte das Ei sogar ihre Neugierde und ihre Zuneigung. Der Umstand, daß das eine Kind ganz anders war, als die anderen, konnte ja der mütterlichen Eitelkeit schmeicheln.

Ein Wunderkind!

Der Frühling ging schon allmählich in den Sommer über und endlich kam der ersehnte Augenblick, wo der von der Mühe des Brütens erschöpfte Vogel die Bewegungen des Lebens unter sich verspürte. Gleich darauf hörte sie ein schwaches, undeutliches Gepiep, das ihr Herz mit Wonne erfüllte. Sofort erriet sie mit allen Fasern ihres Wesens, was das bedeute, und erbebte vor Freude.

— Ein Kind.

Das Mutterherz schlug laut vor Rührung.

— Oh, welches Glück!

Sie hatte dem ergeborenen Sohn das Leben gegeben, und er kündigte seine Ankunft stammelnd an, als thäte es ihm leid, sein ruhiges Plätzchen in der Eierschale verlassen zu müssen. Die Mutter liebte ihn vom ersten Augenblicke an mit ganzer Seele.

— Du mein Goldkind, mein Kleinod!

Sie liebte ihn und beruhigte ihn, und gab ihm zu essen.

— Nicht weinen, nicht weinen, mein Liebling!

Einen Tag lang war er der Einzige und herrschte unumschränkt im Herzen der Mutter. Dann kam jeden Tag aus einem anderen Ei



ein neuer nackter Vogel zum Vorschein, der nur hie und da mit grauen Flaumbüscheln bedeckt war. Selbstgeränderte Schnäbel, schwarze, vorstehende Augen, bläuliche, aufgeblasene Bäuche erfüllten das Nest mit piependen Stimmen und Bewegung, aber das größte Ei lag noch aufgedunsen unter den älteren Geschwistern.

Endlich begann die Schale auch auf diesem zu plätzen; und eines Tages war sie geborsten und gab einen stattlichen, starkgebauten Vogel frei, der viel größer war, als der Vater. Voller Erlaunen, aber nicht ohne Liebe, schauten die Eltern diesen Riesenvogel an, der eine in ihrem zwerghaften Geschlecht unerhörte Größe zu erreichen versprach.

— Was wird aus ihm werden?

Sie deuteten alles zum Besten. Vielleicht schmeichelten sie sich im Grunde ihres Herzens:

— Das ist ein Prachtkerl! Wer weiß, vielleicht wird er zu einem Helden heranwachsen, der unser Geschlecht mit Ruhm bedecken wird!

Das kleine Scheusal schlich sich zulehends in ihr Herz. So wie er das Tageslicht erblickt und etwas zu sich gekommen war, riß er den Schnabel weit auf und gab zu erkennen, daß ein Vogel von seinem Umfang nicht von der Luft leben könne.

Die Eltern machten sich flugs an die Arbeit. Der Vater brachte eine dicke Spinne, die Mutter einen langen, fetten Regenwurm. Bei ihrem Anblick sperrte das wunderliche Junge den blaßroten Rachen weit auf, wie einen Abgrund, der bereit ist, alles zu verschlingen, was hineinfällt.



— Laß es dir schmecken und gut bekommen!

So dachte das Elternpaar und freute sich anfänglich über den guten Appetit des Kindes. Aber die unerfättliche Gier des Vielfraßes machte ihnen bald Sorge. Kaum gewahrte man die sieben Kleinen im Neste; nur der hie und da mit Flaum bedeckte Fleischklumpen machte sich in der Mitte breit, und über ihm stak der dicke Kopf mit den gierig blickenden Augen, dem stets geöffneten Schnabel.

Wie oft erschien der Vater oder die Mutter an der Schwelle der Hütte und brachte einen guten Bissen für die Kinder, der natürlich für alle bestimmt war. Aber das riesige Junge überragte die anderen Geschwister um Kopfeslänge, fing ihnen die Nahrung vor dem Schnabel weg und verschlang sie in größter Hast. Das Weinen und Wehklagen der beraubten und daher hungrigen Kleinen erfüllte das Nest und machte das Herz der Eltern bluten; vergebens strengten sie ihre Kräfte an, damit keines der Kinder zu kurz komme. Die armen Eltern! Angstvoll betrachteten sie den ewig geöffneten Schnabel des Vielfraßes und stopften ihn mit immer neuen eßbaren Dingen.

— Wie kriegen wir es fertig, die Kinderchar zu ernähren, wenn dieser unerfättliche Freßack dabei ist? Schien der Vater zu fragen. Und die Mutter antwortete:

— Was kann er dafür, daß er mehr essen muß, als die anderen!

Wenn der Tag zu Ende ging, fielen sie beide fast um vor Mattigkeit, so erschöpft waren sie von der Mühe und Sorge um die Befstellung des Hauses. Und dabei hatten sie noch nicht einmal den Trost, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Die kleinen Kinder, denen der bevorzugte Riese alles vor dem Schnabel wegfraß, wanden sich verzweifelt



im Neste und piepten herzerreißend. Die Hermitten, ihnen drohte ein langsamer Hungertod!

Der Vielkraj aber wuchs, wie auf Hefen. Schon am fünften Lebenstage war er kaum noch zu erkennen, so groß war er geworden.

An den Flügeln und am Schwanze bekam er graue, dicke und harte Federkiele. Aus seinen Augen aber schaute Frechheit und Geringschätzung der ganzen Umgebung. Aufgeblasen saß er im Neste, und machte sich kraft seiner Ellenbogen und Kniee so breit, daß die armen Kleinen, getreten, gepufft und an die Wände gedrückt, kaum atmen konnten und ihre Köpfchen kläglich in die Höhe reckten, um Luft zu bekommen.

Als die Abenddämmerung des siebenten Tages kam, gewahrte die Mutter mit Entsetzen, daß in der Hütte kein Platz mehr für sie sei. — Der Dicke hatte das ganze Nest mit seiner Person eingenommen und steckte den Schnabel zum Eingang heraus. Die übrigen Geschwister, die er nach oben gedrückt hatte, waren auf seinen Rücken geklettert und wärmten ihn, kläglich piepend, mit ihren Leibern. Das Weibchen brach in Thränen aus.

— Tschick! Tschick! Tschick!

Für eine Mutter giebt es keinen größeren Schmerz, als die Thür zum heimatlichen Neste verschlossen zu finden.

Der Gatte hörte die Klagen der Gattin, aber er war machtlos und konnte dem Uebel nicht abhelfen. Das wunderliche Junge hatte eine unerklärliche Macht über die Eltern: sie wagten es nicht, sich ihm zu widersetzen.

Die Mutter klopfte wiederholt an die Hütte, aber immer fand



sie den Eingang verschlossen, denn in der Thür des Nestes saß ein großer haariger Kopf mit weitgeöffnetem Schnabel — ein wahrer Schlagbaum. Gewiß war ein Uebernachten im Freien für das Weibchen, das an alle Unbequemlichkeiten gewöhnt war, in der warmen Juninacht keine Qual, aber das Mutterherz sehnte sich nach den Kindern, es hätte sie gern geliebkost und über die teuren Körperchen gewacht.

Die letzten Tage waren sehr heiß gewesen; jetzt aber verdunkelte sich der Himmel, die Blitze zuckten auf und nieder.

— Wer weiß, ob heute nicht ein Gewitterregen kommt? Die Kinder können mir naß werden und sich erkälten. — So muß sich eine Mutter immer Kummer und Sorgen machen. Das wunderliche Kind aber hat es sich augenscheinlich in den Kopf gesetzt, sie nicht ins Nest zu lassen! Ach — sie ist selbst Schuld daran, sie hat ihn zu sehr verzogen! Von der Tagesarbeit müde, hatte der Vater den sorgenschweren Kopf schon unter das Flügelchen gesteckt und wiegte sich auf einem Zweiglein im Schutze der Haselnußblätter. Auch sie kauerte sich in der Nähe nieder, aber sie konnte nicht einschlafen; sie wachte, die Augen auf den Ort geheftet, wo ihr teures Nest hing.

Ihr Mutterherz wollte vor Kummer brechen, wenn sie das wehmütige Piepen, die sehnüchtigen Rufe der verwaisten Kleinen hörte.

— Oh, jetzt ruft mein Liebling; er ist so schwach und elend! Mein Goldkind, wie sehnt er sich nach der Mutter! Ich höre Thränen in seiner Stimme!

Bei diesem Gedanken eilte sie atemlos zum Neste, und versuchte hineinzusehen. Aber der dicke Burste wehrte ihr den Eintritt. Es



LEBANDWA

würde ihm schlecht bekommen sein, wenn es das Mütterchen fertig gebracht hätte, böse zu werden.

Die Wolken aber zogen mit jener drohenden Ruhe über dem Gotteswalde zusammen die ein Gewitter verkündet.

Von Zeit zu Zeit durchfurchte der Blitz den schwarzen Himmel, überflutete die geheimnisvollen Schlupfwinkel der Wildnis mit Licht, und beleuchtete die riesigen Bäume, die still und ernst dastanden, als wären sie verzaubert. Aus der Ferne ertönte das finstere Grollen des Donners. Perun, der Gott des Donners, hatte sein Geschoß geschleudert, und die Sehne seines Bogens zitterte im Weltraum nach. Heute schickte sich der Himmel an, die Feier des Sommerfestes zu begehen.

Die Zeiten des Liebeswerbens sind vorbei, die Zeit der ausschlüpfenden Brut ist gekommen, und mit ihr beginnen die Mühen des Lebens.

Der Strahlende ist am Ende seines Frühlingsweges angelangt und auf morgen, auf die mitternächtliche Stunde, fällt die Sommerfeier, das Fest des Sonnengottes und der Erde — das Fest des Feuers und des Wassers, das die Menschen mit Sonnenwendfeuern und Kränzen begehen.

Die Wildnis harret der großen Nacht, in der die feierliche Blume des Glückes am Farrenkraute erblüht; daher schauen wohl die Bäume so ruhevoll zum Himmel hinauf: vielleicht ist das die Kundgebung ihres Glaubens. Die Leuchtkäfer glänzen im Dickicht der Sträucher und Gräser, oder zeichnen ihren Weg mit leuchtenden Funken.



Zuweilen schwirrt ein Nachtfalter vorbei, eine Mücke summt, ein Käfer brummt, das Käuzchen schwebt leise dahin und nur die Grillen zirpen ohne Unterlaß.

Da hallt das Uhu-huu! durch den Wald, es klingt so einsam, so traurig und zugleich so furchtbar!

Der Zaunkönig erbebte am ganzen Leibe; der erschütternde Schrei hat ihn aus seinen Träumen aufgeschreckt.

Zuerst ertönte es in der Nähe der Felsen, im Gebiete der Bärenhöhlen und Wolfslager. Dann durchdrang das haarträubende Geheul die Stille des Eichen- und Buchenhains. Bald war es noch näher gekommen.

Wieder verging ein kurzer Augenblick und nun ertönte es dicht in der Nähe des Nestes.

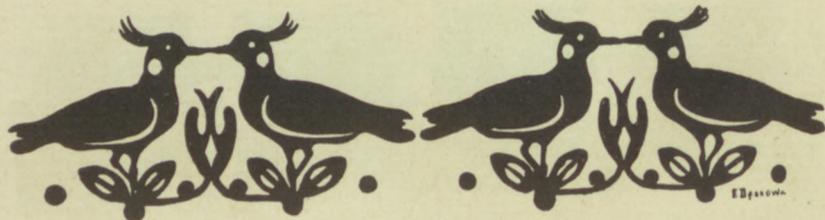
Der Zaunkönig schlug jetzt entsezt die Augen auf und starrte in die Dunkelheit.

Da wurde die Gegend von einem Blitze erhellt, und in seinem Scheine erblickte der Zaunkönig das Ungetüm, den Drachen, zum ersten Mal.

Oh, lichte Götter, habt ihr das Leben nur geschaffen, damit es von den schwarzen Teufeln verfilzt werde?

Das Leuchten des Blitzes war erloschen; wieder hatte sich die schwarze Nacht über dem Walde gelagert, aber das Bild des feindlichen Ungeheuers, das um sein Nest herumitrich, stand dem entsezten Vogel noch immer vor Augen.

Es war eine furchtbare Gestalt: sie hatte Hörner, runde Augen, eine krumme Nase und den Kopf einer Katze.



Die Morgendämmerung war nahe, aber die Zeit schlich so langsam dahin, sie schien ihm eine Ewigkeit zu sein.

— Oh Gott! Er hat auf dem Schlehensbusch gefressen, und alle meine Lieben waren in seiner Macht! Warum hatte die Angst, die mächtiger war, als die Liebe, meine Seele in Fesseln geschlagen und mir nicht erlaubt, ihnen zu Hilfe zu eilen?

Ein feiner, warmer Regen hatte den Wald besprengt, die dürstenden Pflanzen erquickt und sie mit neuer Kraft geschwellt: und nun duftete alles und atmete die erfrischende Luft. Der Wald bereitete sich zum Empfange der Morgen Sonne.

Es tagt schon, die schwarzen Schatten verschwinden und fliehen den Abgründen, Höhlen und Schluchten zu, und die Nebel spannen ihre weißen Mäntel über die Bäume des Waldes.

Oh Tag! linke zurück in die schwarze Nacht, wenn dein Licht die leidvolle Wahrheit darthun soll, die dem Herzen den Todesstoß verleiht!

Der Kuckuck durchstreift die letzten Schatten der Dämmerung und läßt die Losung des Tageslebens erschallen! Er besitzt kein geliebtes Nest!

Die Vögel schütteln den Tau vom Gefieder und wischen sich die Schnäbel an den Flügeln oder an der Baumrinde. Immer zahlreicher werden die Stimmen, die von allen Seiten her erschallen, überall hört man die Rufe der Eltern und die Antwort der Jungen.

Auch der Zaunkönig verließ seinen Schlupfwinkel — das Zelt unter dem Haselnußblatt — und lockte sehniüchtig und zärtlich.



E. DAGROWA

— Tschick! Tschick! Tschick!

Es klang, als wollte er fragen: — Wo bist du, Geliebte?

Seine Stimme klang so unruhig, daß die mitleidigen Vögel darauf aufmerksam wurden. — Was ist bei dem Nachbar passiert?

Als Antwort auf sein Rufen hörte er das klägliche Piepen der Kleinen.

— Gottlob! Sie leben!

Die Hermiten klagten, sie seien schon sehr, sehr hungrig.

Der sorgliche Vater eilte zum Neste und der Anblick der geöffneten Schnäbel rührte ihn tief.

— Gib uns zu essen, gib uns schnell zu essen! riefen sie.

— Aber wo ist sie, wo ist die Mutter meiner Kinder?

Er umkreiste die Hütte, suchte und rief das Weibchen. Er fand sie nicht, aber trotzdem wollte er nicht glauben, daß sie verschwunden sei. Wer aufrichtig liebt, der kann es nicht fassen, daß der Gegenstand seiner Liebe verloren sei. . . . — Ich fühle sie in meinem Herzen, also muß sie da sein!

Aber die Unruhe peinigte ihn.

— Vielleicht ist sie früher aufgestanden, als ich, und ist schon bei der Arbeit? . . . Es wäre nicht das erste Mal.

Wieder lockte er:

— Tschick! Tschick! Tschick!

Wahrscheinlich beschwor er sie:



— Antworte doch, mein Lieb! Ich beschwöre dich! Ich vergehe vor Unruhe!

Aber die Antwort blieb aus; nur die Kinder stöhnten im Neste.

Sie erhoben sich ein Geschrei um das Frühstück und ihr Wehklagen rührte ihm das Herz so sehr, daß er seine Pflicht erfüllen und ihre Schnäbel stopfen mußte. Das laute Wehgeschrei im Neste betäubte den Vater und trieb ihn zur Arbeit, die die Qualen der Seele wenigstens etwas lindert. Bald hatte er eine große, behaarte und gehörnte Raupe gefangen, die seinen Kopf umwand, wie eine Schlange; er brachte sie nach Hause und warf sie in den geöffneten Schnabel des Vielfraßes. Wieder begab er sich auf die Jagd, erbeutete Spinnen, Fliegen und Mücken, und verteilte sie unter die Kinderchen, obgleich ihm der gefräßige Sprößling die gerechte Teilung sehr erschwerte.

— Aber wo ist meine teure Gattin?

Er ging weiter in den Wald und rief:

— Tſchi-ick! Tſchi-ick! Tſchi-ick!

Aber er bekam noch immer keine Antwort.

Er lockte und rief noch lauter, aber wieder umsonst.

Er drang in das Dickicht, suchte die Ufer des Prondnik ab, durchstöberte die felsigen Einsiedeleien und klagte:

— Oh, ich Unglücklicher! Mein teures Lieb, die treue Lebensgefährtin die Mutter meiner Kinder ist verschwunden!

Er strengte die Stimme an, rief so verzweifelt und flehend, daß die Vögel in ihrem Fluge innehielten um zu erfahren, was geschehen



sei: wahrscheinlich thaten sie es mehr aus Neugierde als aus Mitgefühl.

Alle Nachforschungen blieben aber vergebens und der Zaunkönig kehrte niedergeschlagen und traurig zum Neste zurück.

Vielleicht finde ich sie bei den Kindern. . . . Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß sie nicht mehr auf der Welt sei.

Als er die Schwelle seines Hauses erreichte, bot sich ihm ein furchtbarer, erschütternder Anblick dar. Die kleinen Kinder waren aus dem Neste geworfen und lagen jämmerlich umher. Das eine war im Falle von einem scharfen Dorne aufgespießt und festgehalten worden; über und über blutend, wand es sich in furchtbaren Schmerzen und piepte herzerreißend.

Ein anderes hatte die Elster, die böse Nachbarin, zu Boden getreten und zerfleischt es grausam mit ihrem Schnabel. Die übrigen fünf lagen tot am Boden und waren unter dem Haufen der großen, röthlichen Ameisen, von denen es auf ihren Leibern wimmelte, kaum zu erkennen. Ein Schwarm dunkelblauer, Has witternder Fliegen umgab den Friedhof der Kinder. Nur das Riesenjunge saß in seiner Nestöffnung, blickte den Vater gierig an und rief zudringlich:

— Essen! Essen! Essen!

Das Findelkind, der junge Kuckuck, hatte die rechtmäßigen Erben aus dem Neste gestoßen und herrschte jetzt unumschränkt darin.

Eile herbei, oh Wärterin des Lebens, bringe dem tödtlich getroffenen Herzen des Zaunkönigs Linderung und Vergessenheit.

Uns aber sage, oh, gute Göttin, warum so viele schwache Zaun-



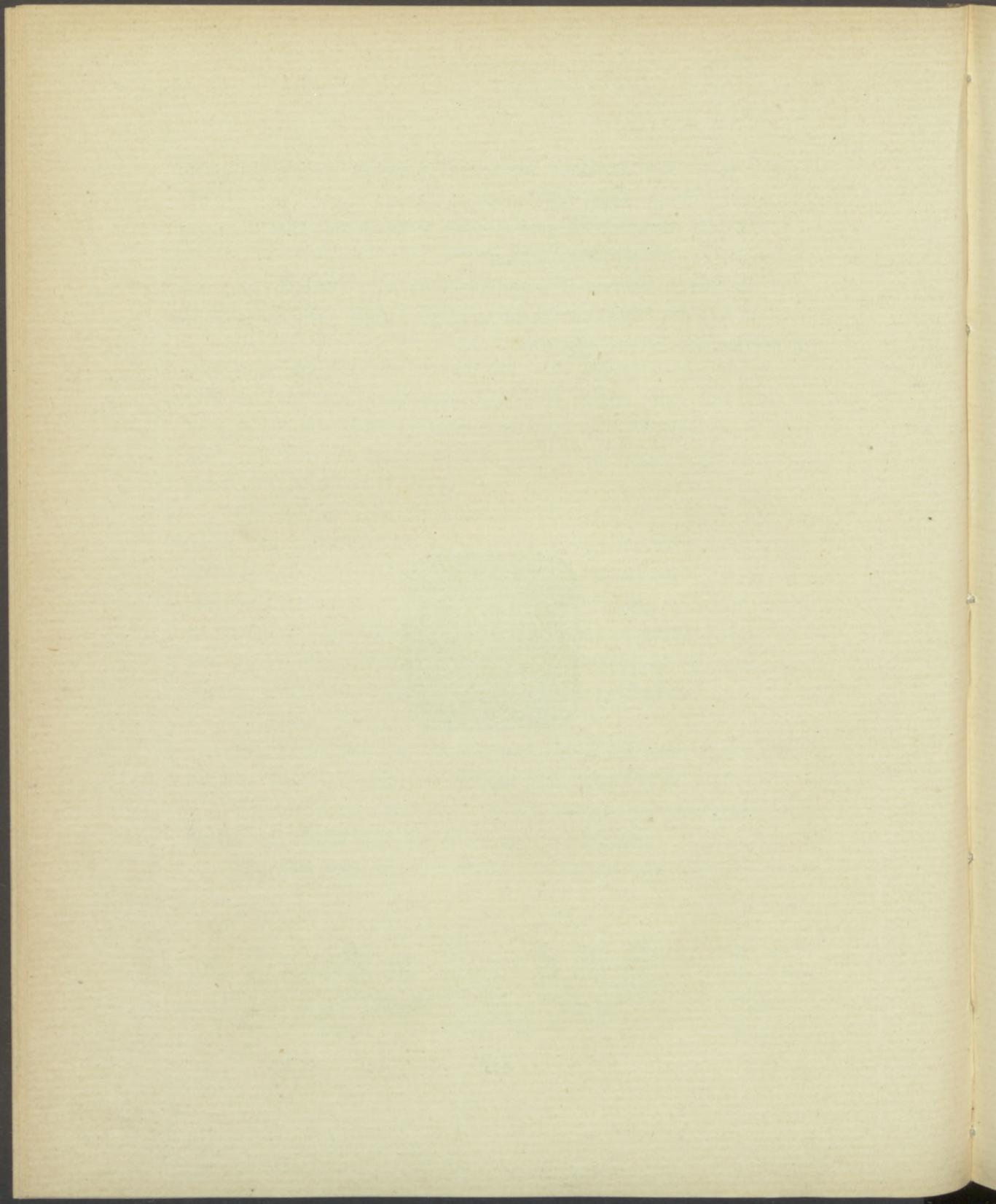
E. DASKOWA.

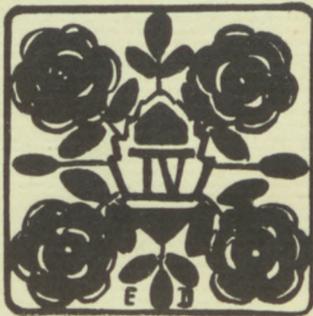
könige unter der Herrschaft der Sonne verderben müssen, um einem einzigen Vielstraße Raum zum Leben zu geben?

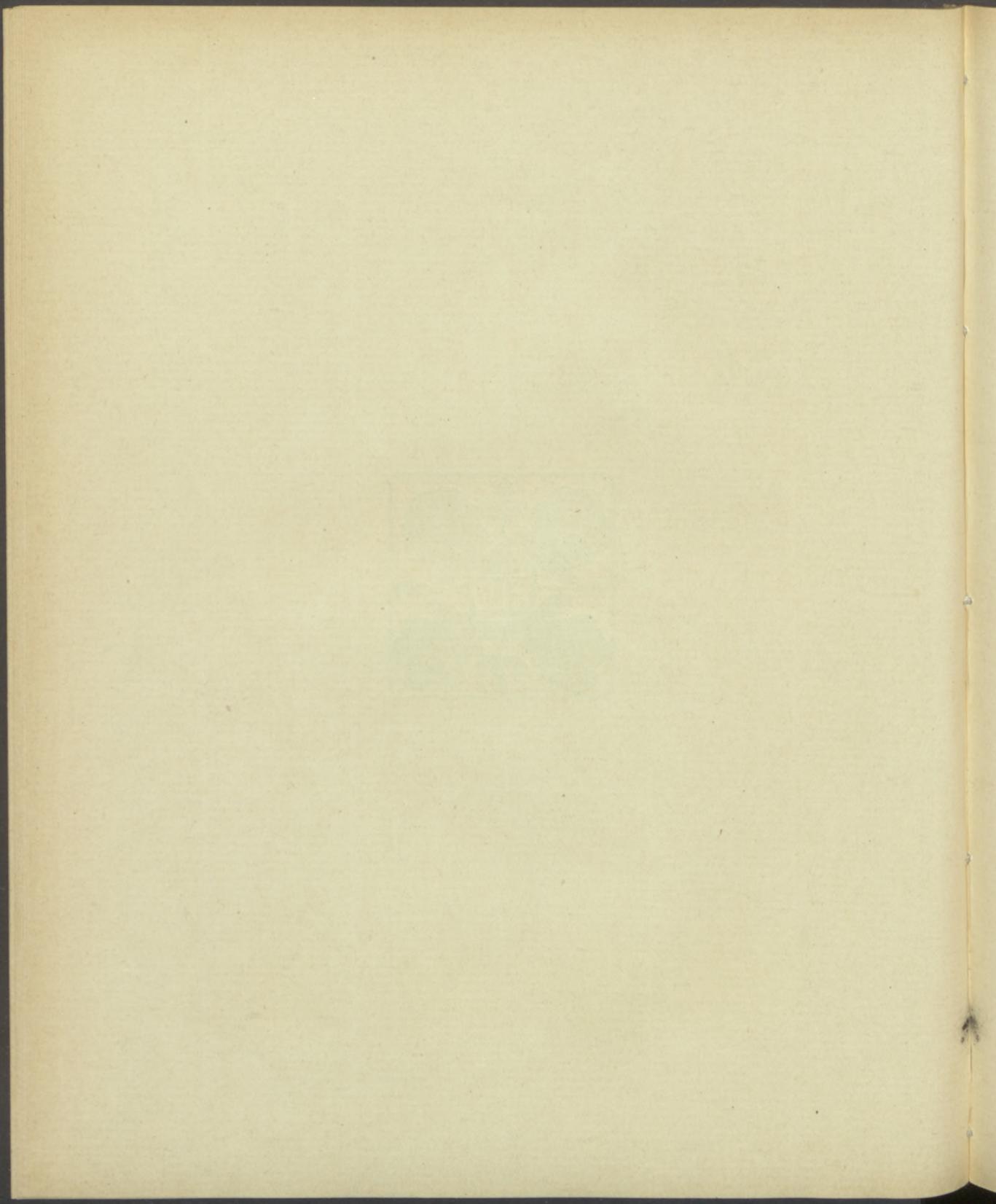
Ist die Blume der Tugend deshalb so wunderbar schön, weil die Edlen leiden und verderben müssen?

In diesem irdischen Jammerthale kann nicht alltäglich sein, was wir uns als das Ideal der Vollkommenheit in den kommenden Jahrhunderten des Lebens ausmalen.











er Tag des Sommerfestes ist am Himmel geboren, der feierliche Tag der Sonnenwende. Denn die Sonne hat den Gipfel ihrer Macht erreicht und erscheint in der höchsten Entfaltung ihres Glanzes und ihrer Wärme. Auch die Reize der Erde sind alle erblüht, und ihre Zeugungskraft ist erschöpft.

Von der Liebe des strahlenden Bräutigams beglückt, hat sich die Jungfrau zur mächtigen Herrscherin entfaltet, zur kinderreichen Mutter. Sie hat so viele Lebensschätze zur Welt gebracht, daß keine Lücke bemerkbar wird, wenn auch das eine oder das andere zugrunde geht. Und ihr Antlitz gleicht der Blume, deren wunderbare Krone nicht mehr schöner werden kann.

Die Schönheit unserer Mutter hat ihren Höhepunkt erreicht, und in diesem Sommer kann sich ihre Farbenpracht nicht reizvoller entfalten.

Das himmlische Liebespaar hat das Werk der Schöpfung vollendet. Laßt uns den Triumph des strahlenden Vaters und der Mutter Erde festlich begehen! Ihre Liebe hat unser Leben erzeugt, hat die alte Welt mit neuem, begeisterungsflammendem Geiste erfüllt.

Sonne, du schöner Gott! Von nun an wird dein Antlitz immer mehr erbläßen, und du wirfst dich eilend vor dem kalten, bleichen



Monde flüchten! Das Leben wird trauern und sich nach deinem Glanze und deiner Wärme sehnen.

Auch deine Jugend, schöne Göttin Erde, werden die Flammen der Liebe verzehren; deine frischen Wangen werden ihre Zartheit verlieren, die Runzeln des Alters werden dein Antlitz durchfurchen. Der Gedanke, daß die Geliebte des Strahlenden, die blühende Jungfrau, ihre unvergleichlichen Reize einbüßen und zum alten Mütterchen werden soll, erfüllt uns Lebende mit Trauer. Wir können es nicht glauben, obgleich die Alten behaupten, daß es so kommen muß.

In lebendigem Feuer erstrahlt der leuchtende Schild am Himmel; er flammt und sengt den Schoß der Erde, und überflutet uns alle mit seiner Glut. Es ist nicht mehr die Frühlingsliebe, die er weckt: jetzt salbt er die Stirn des Erdenlebens mit dem Schweiß der mühevollen Arbeit. Die lichte Gottheit sendet brennende Glut auf uns herab, als wollte sie ihre Kinder in ihrem Feuer verzehren. Die lebenden Geschöpfe ermatten und brechen unter der Last der furchtbaren Hitze zusammen.

Ihr Schaffenden, allgütigen Mächte, warum ist unser Dasein so schwer?

So krönt die Sonne ihr Werk: sie erzieht und vervollkommnet die wiedergeborene, lebende Welt.

Sie läßt die Samen der Gewächse reifen und wärmt die nackten Vögelin, auf daß sie nicht vor Kälte zittern. Sie ist das Feuer der zukünftigen Fruchtbarkeit der Welt.

Strahlender Gott! Auch das Unreine der alten Welt läßt du in



deinen Flammen aufgehen und verleiht ihr die Kraft, das Leid zu ertragen.

Die Zeiten des Glückes, der Liebeswonne sind ja vorbei; für die gestrigen Liebespaare ist die Zeit der Arbeit angebrochen, und mit ihr die Zeit des Leidens. Was im Taumel des Glückes erzeugt worden ist, das kann kein Dasein nur im Kampfe mit der ganzen Welt behaupten.

Die ruhige Elternliebe kennt keine heißen Gefühlsausbrüche mehr; jetzt sind mühsame Arbeit, Sorgen ohne Unterlaß und Leiden an der Tagesordnung.

Das Leben der greisen Ahnen hat ein neues Gewand angelegt und tritt in den Kindern in veränderter Gestalt hervor. Diese junge Welt muß erhalten, gestärkt und reif gemacht werden, damit sie dereinst würdig sei, die Erzeugerin eines neuen Gliedes in der Kette des Lebens zu werden, das auf diese Weise in den Ozean der Ewigkeit iströmt. Die Sonne schafft dies Geleß: den Zwang der heiligen Arbeit für die kommenden Zeiten.

Die Lieder des Glücks, die Stürme der Leidenschaften, das Getöse der Kämpfe, die um der Liebe willen entbrennen, verstummen immer mehr.

Überall ertönen die Stimmen der Aufopferung, der immer wachen Sorge, der Enttäuschungen und Schmerzen. Und so mancher flucht dem Leben.

Mit der Liebe zugleich hat der lichte Gott auch den Schmerz erschaffen, — die sich dem Gefühl offenbarende Wahrheit des Lebens, die sein innerstes Wesen und seine Schule ist.



Auf dieser Erde ist das Leiden, wie die Liebe, ein unvermeidliches Verhängnis.

Wer den Schmerz nie gekannt, der kann den Wert des Lebens nicht ermessen, der weiß auch vom Glücke nicht viel. Das Glück des Selbstfüchtigen ist eitel und schal; es genügt nur ihm allein, und der Weg zum Mitgefühl mit der Freude und dem Schmerze der weiten Welt ist ihm verschlossen.

Die Uhr der Ewigkeit schlägt eine große Stunde; sie verkündet den Anfang neuer Thaten; neuer Werke: den Beginn der emsigen Arbeit inmitten bitterer Enttäuschungen und stehender Schmerzen.

Wer die mühereiche Zeit der Sorgen und Kämpfe tapfer übersteht, der beweist, daß er fähig und würdig ist, das Leben unsterblich zu machen.

Es schadet nichts, daß Leiden und Unglücksfälle die Welt heimsuchen, daß der Mann nicht immer im Kampfe liegt. Man muß auch zu sterben wissen, um anderen den Weg zum Siege zu ebnen, um der guten Sache des Lebens eine bessere Zukunft zu sichern. Wenn du zu lieben verstehst, so lerne auch kämpfen, leiden und sterben!

Ohne dieses Gebot hätte das Erdenleben keinen Wert, und weder Glaube noch Hoffnung würde es verschönen.

Aus den Nestern im Walde ertönt lautes Wehgeschrei, und doch vergehen die Nester nicht.

Der Sempel ächzt, denn der Neuntöter hat seine Jungen gemordet und verschlungen. Und doch leben die Sempel fort! Auch die Starken müssen leiden, denn sie finden ihre Meister in denen, die noch stärker sind.



Klögliches Piepen ertönt bei Tag und bei Nacht aus dem Neste des Neuntöters, denn der Sperber hat die Eltern zerrissen, und die Kinder sind dem Hungertode nahe.

Der Habicht ist auf das Nest des Sperbers gestoßen und hat es grausam verwüftet; und die Eltern gebärden sich wie wahnsinnig vor Schmerz.

Die Katze aber hat die jungen Habichte erwürgt und sie ihren Jungen zum Fraße gebracht.

Auch andere Unglücksfälle kommen alle Tage vor. Die Stürme wehen die Nester herab, die Wasser überschwemmen sie, und wer zählt alle Wesen, die auf geheimnisvolle Weise spurlos verschwunden sind! Die im Lenz freudig sangen, müssen jetzt weinen und leiden.

Im Winter wurden wir von Hunger und Kälte heimge sucht; aber Hunger und Frost martern nur den Leib und berühren die Seele nicht, die die Quelle der größten Schmerzen ist.

Heute verderben unsere Nester, unsere geliebten Kinder, die in Liebeswonne gezeugt worden sind.

Strahlender Gott! Ein Wink deiner Schöpfermacht hat Glück und Schmerz in die Welt gebracht!

Wir leben von Tag zu Tag in furchtbarer Angst und sind des folgenden Morgens nicht sicher. Wer den Tag glücklich hinter sich hat, der zittert beim Beginn der Nacht und erwartet den Augenblick mit Zagen, der ihm den heißen Stachel des Schmerzes ins Herz stoßen wird.



Das Glück und die Wonne des Frühlings waren schön; Arbeit, Kampf und Schmerz sind feierlich erhaben.

— Ehre dem Sonnenlicht, dem Schöpfer des Lebens! Ehre der immer liebevollen Mutter Erde!

— Sei gepriesen, Göttin Wanda, Tochter des Himmels, Freundin unserer Weichselufer! Du herrscheft über das Meer; die Erde und die Luft sind dir unterthan.

Das Volk mit den weißen Mänteln, mit den roten, viereckigen Mützen, kommt vom frühen Morgen an in den Gotteswald gezogen, und auf aller Munde sind die Worte:

„Der Strahlende — die Sonnenwendfeuer — die Opferpenden — Wanda — das Kränzelfest — die Blume des Glücks.“ —

Menschenstimmen erfüllen den Wald, wo sich die Felsen, die hohen Altäre der Gottheit türmen: der „Kulm“, die „Sand“, der „Goldene Berg“, der „Sandfelsen“ und viele andere. Hier nimmt der Strahlende jedes Jahr das Opfer des Feuers vom Volke hin. Von hier aus schlägt der Feuerschein seines Kults zum Himmel hinauf und erglänzt bis an die Quellen der Piliža, bis an die Ufer der Weichsel, die am Fuße des Wawel fließt, und bis an die Wiesenründe an der Nida.

Hier wälzt der reizende, klare, von Nixen bevölkerte Prondnik seine Wasser von den Bergen herab der Weichsel zu, und seine Wellen tragen der Göttin Wanda die Kranzpenden der Dankerfüllten hin.

Die Dämmerung senkt sich auf den Wald hernieder, die Bergabhänge und Täler des Gotteswaldes wimmeln von frommen Menschen,



von altersgebeugten Greisen, von schlanken, kräftigen und lebensvollen Jünglingen, von Frauen und Kindern, von anmutigen Jungfrauen, die schön sind, wie die Blumen. In „Herden“ verammelt singen sie fröhlich:

— Sei! Kurz ist der Abend, laßt die Feuer glühen! —

Und welche Unzahl von Sängern, Fiedlern und Spiel-leuten sieht man da!

Von den Haxthieben der hochgewachsenen Männer getroffen, fallen die Kiefern, die Tannen und die Wachholderbüsche krachend zu Boden. Die Bäume ätzen unter den Streichen der Beile, denn sie haben ja auch eine Seele und sind vormals in Menschengestalt auf Erden gewandelt.

Aber den Göttern müssen lebende Weisen zum Opfer dargebracht werden und nur zu oft wird ihr Zorn erst durch Menschenblut besänftigt.

Blumengeschmückte, schöne, makellose Jungfrauen, die des heiligen Amtes würdig sind, treten aus der „Herde“ und reihen trockene Hölzer, um das lebendige Feuer zu entfachen.

— Leuchte, göttliches Feuer und Ehre sei dir — in der Welt, in den Hütten, in den Menschen-seelen! Glühe, lebendiges Feuer, glühe und zünde und erwärme!

Ueber den Abendtau dahin schweben weiche, klangvolle Mädchenlieder und erfüllen den Wald, der ohnehin heilig ist, mit Heiligkeit.

Endlich glimmt das heilige Feuer auf und beginnt, in dem trockenen Reisig zu leuchten.

Mit seinen Funken werden die Holzstöße auf den Bergen



angezündet, und bald züngeln die Flammen, wirbeln die grauen Rauchwolken empor.

— Heil dir! Heil dir! — ertönt es ringsum in zufriednem Gemurmel.

Unsere Sonnenwendfeuer sollen auch auf den Wisliça-Bügeln sichtbar sein.

Von dem Scheiterhaufen lösen sich lodernde Flammen und fliegen grade zum Himmel auf. Helles Licht umfängt die Umgegend.

Der Opferpriester hat eine rotbraune Kuh erstickt und ihr warmes Blut mit der Zunge geprüft, um das Geheimnis des Lebens aus dem Geschmacke zu ergründen. Vielleicht wird ihn das Volk heute zum Wahrsagen aufrufen, also muß der Mund des Priesters geweiht sein zum Verkünden des göttlichen Ratschlusses. Dem Strahlenden sind reiche Spenden dargebracht worden: fettes Fleisch und Hirse sind pfeisend in der Glut verbrannt. Das Antlitz zum Himmel erhoben, verrichtet das Volk das von den Urvätern überkommene Gebet:

— Gott! du lichter Herr, der du am Himmel einherwandelst, genieße unsere Gaben und erhöere das Flehen deines Volkes: bewahre uns vor Unheil! verleihe die Fluren nicht mit deinen Strahlen, verderbe sie nicht durch die Flut des Gewitters, verschone unsere Häupter und Hütten mit den Blitzen deines Zornes, segne die Rindersthar und das Viehgezücht!

— Heiliges Feuer, das du vom Himmel kommst und göttliche Kraft beisteht, erleuchte, erwärme unsere Wohnstätten! Schütze das Leben, wenn die Finsternis droht und die grauige Kälte. Oh Feuer! Du strahlst in hellem Scheine gen Himmel, trage unser Flehen und unseren Preis zum Lichten empor!



E. D. BROVA

Die heilige Handlung war vollbracht, und nun begannen sie in fröhlicher Luft die munteren Spiele.

Stauend ob des hellen Feuer Scheins, flogen die Nachtfalter wie trunken in die Flammen, um dort zu verbrennen. Manche Vögel hielten das Sonnenwendfeuer für die Sonne selbst und strebten ihm entgegen. Andere eilten, dem Menschenlärm und der Glut der Flammen zu entgehen. Das Raubtier, vom Geruche des Blutes und des Fleisches angelockt, witterte vorsichtig aus der Ferne.

Wo das Sonnenwendfeuer glüht, da erschallt auch die fröhliche Luft des Mahles.

Von allen Seiten her tönen die Hörner, Drommeten und Schalmeien, die Sackpfeifen, Dudelsäcke, Lauten und Leiern der einheimischen und zugewanderten Spielleute und ihre Stimmen klingen in den Lärm der Gespräche und Rufe, in das Händeklatschen und die Stimmen der Lieder hinein.

Auf dem hohen „Kulm“ ist öfters der Refrain zu unterscheiden:

— Dana! Dana! Dana!

Im nahen Sonspoff-Chale singt eine Einsiedlerin an der heiligen Quelle:

— Oh! Dada! Dada! Dada!

In „Herden“ oder Haufen geteilt, umgaben die Anbeter der Sonne und des Feuers den lohenden Scheiterhaufen im Kreise und tanzten den feistlichen Reigen. Die Weiber aber und die Mädchen saßen sich bei den Händen, wiegten sich in den Hüften und sangen:

— Oh! Kada! Kada! Kada!

Zuweilen warf ein Burfche dem erwählten Mädchen scherzend einen Tannerzapfen oder eine Blume nach. Denn in diesen „Herden“



werden gewöhnlich Bündnisse geschlossen, die die Gründung eines eigenen Herdes zur Folge haben. Ein vielsagender Blick, ein Lächeln ist die Antwort auf den Angriff.

— Suche mich zu gewinnen, und ich bin dein!

Die Menschen werben in jeder Jahreszeit; die Liebezzeit der Vögel wird von der Sonne bestimmt.

Die älteren Männer schritten im Takte der Hörner, Drommeten und Leiern einher und tanzten den feierlichen Tanz, den sie den „Großen Tanz“ nennen.

Die Jünglinge dagegen setzten in kühnen Sprüngen über die Flammen des Scheiterhaufens hinweg: denn das lebendige Feuer reinigt den Menschen und schützt ihn vor jeder Gefahr.

Schallendes Gelächter hallte im Walde wieder, wenn einer ungeschickt war, an die Scheite stieß, oder fehlsprang, oder gar ins Feuer fiel und in der Flucht Rettung vor dem Gebratenwerden suchen mußte.

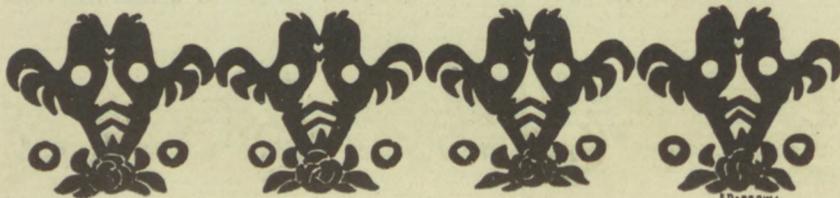
— Oh! dem Tanze, dem sind wir hold!

Die Burichen gefellten sich zu den erwählten Mädchen, und die „Herde“ löste sich in Paare auf.

Die Freiheit der Lieder, der Bewegungen, wuchs mit jedem Augenblick.

Ein Teil der Feiernden badete indessen im Prondnik: sie wollten durch des Wassers Kraft gereinigt werden, wie die anderen durch die des Feuers. Das lebendige Wasser kräftigt, erquickt und giebt dem Leben Frische und Reinheit.

Und dort, auf dem Steg, der über den Bach führt, stehen die schönen und auch die minder schönen Mädchen und werfen Kränze von



Rosmarin, Thymian, Liebstöckelkraut und Wermuth aufs Wasser. Auch von hier schwebt der Gesang weithin über die Wellen:

— Oh, Rosmarinkränzlein, schön und fein — du hast geblüht auf dem Haupte mein — zieh nach den Fluten der Weichsel hin — zur Göttin Wanda, zur Königin.

Aber die Kränze, die der Göttin zum Opfer gebracht werden, haben noch einen anderen Zweck: jeder wird dem Wasser mit dem geheimen Wunsche anvertraut, er möchte von dem Jüngling aufgefangen werden, für den das Herz des Mädchens lauter schlägt.

Soll denn das Loos über das Schickial der Liebe entscheiden? Wir überlassen es den Göttern und fahren nicht schlecht dabei.

So mancher Burste fahndet am Ufer des Baches auf die Kränze. Glücklich wer den gewünschten erreicht: denn er hat das Recht, seine Eigentümerin zu herzen und zu küssen.

— Du bist mein, mein, denn so will es die Göttin!  
Bald hüpf und schwenkt sich alles im paarweisen Tanz.  
Da plötzlich hört man Schritte widerhallen . . . .

Das ist das Nebelgespenst, das uns wie ein langgestreckter Damm entgegen schleicht, wie ein zottiger, unförmlicher Bär. Es ballt sich zusammen, schwebt hierhin und dorthin, schrumpft zusammen, schwillt zur ungeheuren Welle oder zur schwarzen Wolke an, und wälzt sich in ihrer Riesengröße auf dich zu. Das furchtbare Gespenst wird dich verschlingen und du mußt verderben und wärest du der Bergzerstörer selbst, oder der Eichenfürzer oder sogar Krak, der Fürst.



Still, oh still! hörst du die leisen Schritte hinter dir, das Geräusch der kleinen, leichten Füßchen und das kosende Geflüster? Die böien Elfen, die Nixen eilen dir nach; vielleicht ist es sogar die „Jungfrau“ selbst, die wunderschöne und furchtbare — — Göttin des Mondes? Hier beginnt die größte Gefahr.

Süß und bethörend hörst du es flüstern:

— Suchst du das Glück? Dann kehre um, Bethörter, und suche die wunderbare Blume des Glücks nicht mehr vor dir! Die Wollust, der göttliche Taumel der Liebe, des Glückes Glück steht hinter dir. Sieh rückwärts, komm! komm in die Arme der Wollust, die der größte Schatz auf Erden ist.

Du bleibst stehen, erschreckt von dem furchtbaren Gespenst und bezaubert von der schönen Verheißung. Hinter dir hörst du süßen Gesang, und entzückender Blumenduft weht dich an, und alles treibt dich zur Rückkehr.

— Was thun? Soll ich umkehren, soll ich weitergehen?

Fliehe, o Held, sonst bist du rettungslos verloren: Nein, geh tapfer vorwärts, kämpfe mit den schwarzen Gewalten, liege und erfahre, was der Traum der Jahrhunderte ist.

Von rechts weht der giftige Odem der Gespenster, der Wehrwölfe; sie gloßen ihn mit gierigen Augen an und erzeugen die Furcht, die schwindelerregende Furcht.

Von links stürmen die Elfen und Hexen wütend herbei, um ihn zu erwürgen, ihm das Blut auszufaugen und ihn in Stücke zu reißen.

Und das alles muß bekämpft werden, wenn man das Glück erringen will!



Um dich her gähnen Abgründe und Schluchten, aus denen immer neue Haufen von Teufelsgeburten hervorkriechen.

Schließe die Augen, und den goldenen Traum im Herzen, geh unerschrocken weiter und luche nach dem Schatze des Glücks! —

Im Thale des Prondnik hatten zwei junge Menschenkinder das Gelage des Sommerfestes verlassen und waren gegangen, die Blume des Glückes zu luchen. Die Liebe war ihr Führer und begeisterte sie zur Vollbringung der tollkühnen That.

Sie ist die leuchtende Fackel, die die größte Dunkelheit zerstreut und der Schrecken der furchtbarsten Gespenster ist. Aber wehe den Pilgern, wenn ihnen das schöne Licht unterwegs vom Sturme der Leidenschaften ausgeweht wird!

Eine der Jungfrauen, die das lebendige Feuer beim Feste entfachten, hatte noch heißere Flammen im Herzen eines Jünglings geweckt.

Heute hat er ihren Kranz erworben, den sie der Göttin Wanda zum Opfer den Bach hinabschwimmen ließ.

— Mein bist du, die Götter haben es beschlossen; drum komm, wir wollen das Glück luchen gehen.

Beide hatten sie einen unermesslichen Schatz im Herzen, aber er genügte ihnen nicht.

Denn alles, was lebt, will seine Träume und heißesten Wünsche verwirklicht sehen.



Das Glück verwirklicht lehen? . . . Wie wunderbar klingen diese Worte aus Menschenmund im weiten Gotteswalde!

Anfangs gingen sie nebeneinander auf einem breiten, glatten und gradem Wege und sahen den schönen, gefirnten Himmel über sich. Aber ihre Herzen wollten sich näher sein, und ihre Hände fanden sich.

Schweigend betraten sie jetzt schmale, gewundene Pfade, und um sie her ist nichts, als Finsternis. Sie hören es nicht, daß die bösen Waldgeister ihnen von den Bäumen herab Unglück verkünden, daß das höhnische Uhu-huu! im Dickicht ertönt.

Was soll das Hören, das Sehen, das Sprechen, wenn uns das Fühlen genügt?

Die Liebe ist blind und taub und stumm: alle unsere Sinne und Seelenkräfte gehen auf im Gefühl.

Sie wanderten durch tiefe Schluchten, irrten zwischen Felsen umher, stolperten über gestürzte Baumstämme, scheuchten die wilden Tiere aus ihren Höhlen, daß sie samt den Wahngewalten eilig vor ihnen flohen.

Die ganze Welt kann man durchwandern, die Schlünde der Hölle durchstreifen, wenn das Herz laut und heftig schlägt.

Sie gelangten dorthin, wo noch niemand gewesen.

In diesen unzugänglichen Dickichten, wo nur die Schlange kriecht und die faule Schnecke schlummert, werden sie gewiß die Blume des Glückes finden; oder wird ihnen ihr eigenes Glück den Weg zu ihr ver sperren? Sie waren ihrer Sache sicher, und setzten sich nieder, um die mitternächtlige Stunde zu erwarten, — die Zeit, in der die Blume aufblüht.



Wie wohl ist ihnen: Hand in Hand und Herz an Herz! . . .

Aber die Göttin fügt es zuweilen — wohl um sich einen Scherz zu machen —, daß ein frischer und schöner Jüngling das Kränzlein einer häßlichen, alten Jungfer aus dem Wasser holt. Dann lachten ihn alle aus und spotten boshaft:

— Du darfst nicht anders! Du mußt sie küssen: Die Göttin hat sie dir bestimmt.

Das fröhliche Gelage und die munteren Lieder dauern die ganze Nacht hindurch, die längste im Jahre, und enden erst mit Sonnenaufgang.

Die Anbeter des Strahlenden achten wohl darauf, daß ihnen die bösen Geister das lebendige Feuer nicht aus der Afsche rauben, denn es ist für alle Zeiten der größte Schatz der Menschen.

Der Himmel hatte sich diese Nacht zu Ehren des Wanda-Festes herrlich geschmückt: er hatte alle seine Sternenlichter angezündet und erglänzte im hellen Scheine des Mondes; sein demant-durchwirkter Gürtel aber, die Milchstraße, strahlte heute so hell, wie nie zuvor.

Auf die Kulthandlungen der Menschen niederblickend schien er zu sagen:

— Oh, ihr Sterblichen, was sind eure Feuer und der Widerschein der größten Sonnenwendflammen im Vergleich mit der Unendlichkeit meiner Welten?

Die Sonnenwendfeuer des Himmels, die lebendigen, unermesslichen, ewig flammenden Feuer hat der große Vater der Götter selbst mit seinem Geiste entzündet.



Die ewigen Lichter des luftigen Gewölbes zeigten eben Mitternacht an, den einzigen Augenblick, in dem auf unserem Erdenrund die wunderbare, zaubermächtige Blume des Farrenkrauts erblüht.

Wer diese Zauberblume erringt, dem steht der Zutritt zu allen Schätzen der Welt offen und das Erdenlos schreckt ihn nicht mehr. Leicht erklimmt er den Glasberg des Glückes, ist Meister aller Fährlichkeiten und genießt das Leben der Götter, denen die Leiden und der Neid unserer Welt unbekannt sind.

Sie ist die Krone der Blumen, sie ist unserer Seele Traum.

Fahrhunderte und Jahrhunderte lang träumen unzählige von diesem Glückspfand, das sich geheimnisvoll im tiefen Walde verbirgt, aber noch keiner hat es errungen.

Kühne Helden, von denen die alten Lieder singen, sind umsonst ausgezogen und haben umsonst die wunderbarsten Abenteuer bestanden.

Es gab solche unter ihnen, die schon den angezeigten Ort erreicht, und schon den Schatz in ihren Händen gewähnt hatten, und doch ermattet und tödlich erschöpft erfolglos nach Hause zurückgekehrt waren. Andere mußten das tollkühne Wagnis mit dem Leben büßen.

Oh, wie schön ist, wovon jeder träumt und was doch niemand besitzen kann!

Die Blütezeit des Farrenkrauts dauert nur einen kurzen Augenblick.

Die Blume zuckt auf, wie der Blitz, sie blendet dich mit ihrem unermesslichen Glanze, daß dein Auge erblindet und deine Sinne sich verwirren, und in demselben Augenblick — ehe du zu dir selbst kommen kannst — ist die wunderbare Erscheinung verschwunden.

Und fürwahr, man muß ein unerschrockenes Herz besitzen, um



E. DABROWA.

sich dem Wunder zu nahen und wenigstens aus der Ferne einen Blick darauf zu werfen. Denn die Heimat der Blume ist die grauenerregende Finsterniß der Wildnis: um so heller strahlt ihr Glanz.

Dort haufen gewöhnlich die Wölfe, dort bereitet sich der Bär sein Lager, dort herrscht das tückische Geschlecht der böien Geister zum Verderben der lebenden Welt.

Nur der goldene Traum vom Glück hat die Macht, Fahr für Fahr tollkühne Wagehälle anzuspornen, sie auf gefahrvolle, unheil drohende Irrwege zu locken.

Aber wir können es nicht ändern! Die Urväter haben uns diese große Aufgabe überwiesen, und wir müssen sie erfüllen. Drum auf zum Kampf um die geheimnisvolle Blume des Glücks!

Die wunderbare Blüte ist in der Macht der Feinde des Lichts, der schwarzen Götter, die den Zutritt zu ihr verzweifelt wehren, und die kein Opfer veröhnen kann: das Glück der Welt wäre ihr Untergang.

Daher lärmt und raucht und pfeift und knarrt der Waldgeist und macht das Mark in den Knochen erstarren.

Der ungeheure Riese überragt die höchsten Tannen des Waldes; sein Kleid ist ein gürtelloser, von links nach rechts zugeknöpfter Pelz und er ist der erste, der den Wagehals mit Todesangit erfüllt.

Wie furchtbar ist seine Stimme! Und die Walddämonen, die unheil drohenden Geister, antworten ihm ätzend; sie prophezeien Elend und Verderben, sie fluchen, höhnen und verdammen.

Das Blut gerinnt in deinen Adern, der Lebensodem verlagert in deiner Brust und du wagst es nicht, das Haupt zu erheben und auf-



zusehen, um beim Anblick des Fürchterlichen da oben nicht zu Stein zu werden.

Und wenn du auch nicht hinliehst, schaußt du doch Schreckliches mit den Augen der Seele.

Doch des Zieles eingedenk, achtest du dessen nicht und gehst zitternd weiter.

Mit bebender Brust bist du bis an das Reich der Finsternis und Grabesstille vorgedrungen . . . .

Eine süße, duftende Wärme umfing sie und ein so heller Glanz umstrahlte sie, als wäre die Sonne selbst in dieser Nacht zu den Füßen der Liebenden niedergelunken. Die Blume des Glücks könnte nicht schöner blühen und kein noch so wunderbarer Schatz hätte sie glücklicher machen können.

Glück! oh Glück! . . .

Da — plötzlich — knirschte der Waldgeist mit den Zähnen, der Geist des Unheils ließ ein erschütterndes Stöhnen erschallen, und der Hahn der Wildnis krächte mit furchtbarer Stimme:

— Uhu-huu!

Eben hat die letzte Stunde des schönen Frühlings an der Himmelsuhr geschlagen; die schwarzen Götter gewinnen die Oberhand über die Lichter.

— Fort, fort aus dem Paradies der Liebe — ihr Kinder der Sonne.

— Flucht euch allen, die ihr durch eure Liebe das Leben wiedergeboren habt!

Das Krächzen des Waldgeistes hatte Unglück bedeutet.



Der Jüngling und das Mädchen sprangen auf und liefen halb sinnlos, Angst im Herzen, dahin.

Furchtbare Wahngestalten tobten um sie her, der Uhu verfolgte sie mit seinem Scheul.

Der Wald erbehte und füllte sich mit schrecklichen Dämonen . . . .

Geängstigt stolperten sie über Steine, stießen an Baumstämme, Dornen verwundeten ihre Stirn. In der Nähe erblickten sie ein schwaches Licht.

Die Blume des Glücks! flüsterten sie und eilten darauf zu, als wäre es ihr Heil.

Aber es war nur ein Leuchtkäfer, der sich selbst mit goldigem Glanze leuchtete.

Wieder erkante das Uhu-huu! und die bösen Geister zischten, gleich Schlangen.

— Sieh, dort glänzt und leuchtet es schön!

Mit leiser Stimme antwortet sie:

— Vielleicht ist das unser Glück? . . .

Von Gespenstern verfolgt, von Hoffnung getrieben, drangen sie weiter. Sie gelangten an einen verfaulten Eichenstamm, der tausend Jahre gelebt hatte, jetzt aber vermodert war und kein Leuchten — wer kann es wissen, vielleicht der Geist der verschiedenen Eiche — erzählte von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens.

— Ein modernder Stamm!

Nach Glück lechzend, eilen sie wieder weiter.



Ein helles Flämmchen tanzt auf dem Waldmoor, es lockt sie heran, blitzt und flimmert, wie ein Stern, wie die Verheißung des Glücks. Aber es läßt sich nicht fangen: es flieht, sobald sie näher kommen; es eilt ihnen nach, wenn sie umkehren. Es ist ungreifbar, wie das Glück, das wir in unseren Träumen erleben; es foppt diejenigen, die es erringen wollen.

— Ach, es ist ein Irrlicht, das trügerische Wahngebilde des Glücks in diesem Jammerthal!

Sterblicher, du wirst ermatten, du wirst in den Palästen des Wallernixes verderben, und doch wirst du den boshafte Kobold nicht haßchen!

Jetzt aber eilt! Am Abhang eines tannengekrönten Felsens leuchten zwei glänzende Flammen. Sind sie nicht die Blume des Glückes, dann ist das verheißene Land nicht im Gotteswalde zu finden. Sie glühen doch und flammen so hell, daß wir nicht zweifeln dürfen. Sie eilten hinzu, streckten die Hände begierig aus und blickten unverwandt auf das leuchtende Ziel.

— Auf, du bist der Gewandtere, erklimme den Fels, erfaße und gib mir die Blume des Glückes.

Die Aufmunterung spornte ihn an. Schon ist er oben, schon will er den ersehnten Schatz ergreifen . . .

Das Licht steigt plötzlich auf, verschwindet in der Höhe und hinterläßt die furchtbare Stimme: — Uhu-huu!

Mit diesem Schrei verhöhnen die schwarzen Geister die Kinder der Sonne und der Erde.



Sie hatten geglaubt, die Augen des Drachen, des Uhus, seien die Blume des Glücks.

Traurig und enttäuscht kehrten sie von ihrer Jagd nach dem Glück zurück: sie hatten die wunderbare Blume nicht gefunden, und hatten ihren eigenen Glückssehnsucht verloren. Die Bitterkeit des Unfriedens erfüllte ihr Herz. Nie, nie wieder werden ihnen schöne Glücksträume lächeln.

Das Fest ist vorüber. Der Strahlende schickt seine Boten aus. Die Schatten weichen, das Leben erwacht und gibt sein Dasein kund.

Mattigkeit bleichte ihr Antlitz, bittere Enttäuschung trübte den Glanz ihrer Augen, ihr Mund schwieg, der Tag brachte ihnen keine Freude.

In solchen Seelen keimen die ersten Weisheitsgedanken, die der Zweifel ins Leben ruft:

— Kann ungetrübtes Glück das Los der Erdenkinder sein?

Wenn der Frühling kommt, wird uns vom Gott des Lichtes dieses Glück verheißen, der heißes Sehnen in unsere Herzen pflanzt.

Wie inbrünstig trauen wir den täuschenden Eingebungen der Gottheit!

Aber trügerischer Wahn ist in den Verheißungen der Sonnenstrahlen verborgen, in dem Aufruf zum Glück. Die Gottheit verfolgt damit ihr eigenes, selbstfüchtiges Ziel.

Würden wir den Freudenbecher so gierig an den Mund setzen,



wenn wir wüßten, daß auf seinem Grunde die verräterische Bitterkeit der Enttäuschung lauert?

Wer von uns würde glücklich sein wollen, wenn wir uns der Wahrheit bewußt wären, daß ein Augenblick des Glücks — oft mit ewiglangem Leiden erkaufte werden muß?

Nur der Glaube verkündet uns ein Glück, das noch keiner auf Erden gekostet.

Oh, die Wahrheit hat wohl ihren Wohnsitz nicht in dem schönen Himmel, von dem unser Glaube stammt! Die Heimat der Wahrheit sind eher die Abgründe der Finsternis.

Die schwarzen Götter verkünden die untrügliche Wahrheit: sie verheißen Elend und geben es auch.

Des „Morgen“ und „Uebermorgen“ unkundig, lachen wir freudig im Frührot des Lebens, aber schon um Mittag fließen unsere Thränen, und der Lohn für unseren Glauben ist bei Sonnenuntergang der Tod.

Der schwarze Gott aber verkündet uns all' das im voraus . . . Sollen wir ihn also nicht ehren und ihm Opfer bringen?

Voller Zorn, Enttäuschung und Trauer fluchten ihre lästernden Herzen der Gottheit.

Die Armen! Ihnen war die Schönheit des Leidens fremd, in dem die Kraft des Lebens verborgen ist, gleich wie im Ei — das Leben.

Stolz sprachen sie:

— Wir Menschen!

Und hörten nur sich selbst. Sie waren voller Verachtung für den



Reißt der lebenden Welt, sie wandten sich von ihr ab und ihre Seele verschloß sich der Gottheit. Sie waren das erste aus dem Paradiese vertriebene Paar. Oh, möchte doch der Schmerz einiß die Bitterkeit ihres Zweifels heilen!

Aus der Enttäuschung, aus dem Vorgefühl und der Empfindung des Stolzes war ihre Menschenweisheit aufgekeimt. Wenn diese ein Schaß ist, dann haben sie die Blume des Glücks errungen.

Im leuchtend hellen Gewande schwebt die Sonne am Himmel empor. Wie schön ist sie, wie göttlich groß am Morgen eines Funitages, und wie schön ist die von ihren Strahlen überflutete Welt! Aber an ihnen nagt der Zweifel und sie wagen es nicht, zum Himmel aufzuschauen. Den Blick auf die neue Wahrheit geheftet, wollen sie es nicht sehen, daß jedes lebende Wesen unverbrüchlich an die Sonne glaubt und ihr Gebot erfüllt: daß jedes liebt und leidet.

Dort, wo die Eberesche den Haselnußstrauch brüderlich umschlingt, rußt im Neste des Zaunkönigs das Findelkind ohne Unterlaß:

— Brot! Brot!

Und der Zaunkönig, das kleine Vögeldchen, füttert das hungrige Kind, denn die Sonne heißt ihm diese barmherzige That vollbringen. Wohl gibt es Leiden ohne Murren in der Welt, und stillen schweigenden Opfermut, der dem Leben ebenio einfach entspringt, wie das Glück.

Soll der Enttäuschte den Reiß seiner Tage verweinen und die vergangenen Zeiten ewig betrauern, die nur noch in der Erinnerung leben?

Der Zaunkönig sang trotz Hunger und Kälte, er sang in der Zeit



Е. ДАВРОВА

des Liebesglücks, er singt auch jetzt, vom Pfeile des Schmerzes getroffen.  
Das Leben schwindet nicht, und die unsterbliche Sonne schenkt ihm  
immer neue Feste!

— Tschick! Tschick! Tschick!

— Der Himmel ist da, und die Erde und das Leben! —

Er sang das sommerliche Morgenlied und jubelnd stimmten die  
Vögel den letzten Wonnefang mit ihm an!

— Wach' über uns, oh Herr, der du am Himmel wandelst! Du  
hast uns das Leben gegeben, drum schütze uns auch, strahlender Fürst!  
Du sitzt auf dem Scharlachthron, zu deiner Rechten hast du das  
schöne Morgenrot, zur Linken die anmutige Abendröte! Unser Vater  
und Gott! sei unser Schild, sei der schützende Hort unserer Mutter Erde!

So sangen die Vogelscharen im vielstimmigen Chor: die Nach-  
tigallen, die Zeißige, die Drosseln, die Spechte, die Tauben, die Wiede-  
höpfe, die Kuckucke und unzählige andere.

Der Schall der Preis- und Opferlieder hallte im Gotteswalde wieder  
und stieg zum Himmel empor. Nur die Adler und Habichte verrichteten  
schweigend ihr Gebet.

Welch' reiche Mannigfaltigkeit an Stimmen, an farbigen Ge-  
wändern, an Hälsen, Schnäbeln, Flügeln, Füßen und Schwänzen von  
verschiedener Gestalt!

Wie sollte das Gebet nicht innig sein, wenn der Triumph der  
Sonne vorbei ist und Schrecken das Leben umfängt!

— Der schwarze Gott liegt — wehe uns!

Einige der geflügelten Sänger denken schon im Voraus an den  
Abzug und plaudern mit ihren Kindern offen von der Reise.



F. DASHOWA.

Die Nachtigall, die lauteste in der Sängerschar, singt nur selten und in abgebrochenen Tönen; sie eilt zu Fuß durch die schattigen Baine, pfeift ab und zu melancholisch, oder murmelt mit Grabesstimme:

— Krru! Krru!

Auch andere Vögel, die in den Zeiten der Liebe so gesprächig waren, sind verstummt.

Aus Klugheit, oder vor Furcht, verlassen sie bald die heimischen Altäre des althergebrachten Kults, die sich nur auf unerschütterlichem Glauben, auf reiner Liebe und unverwüßlicher Hoffnung aufbauen können.

Ehe der zweite Vollmond um ist, wird sich die Zahl der Sonnenanbeter im Pronnikhale, im Gotteswalde bedeutend verringert haben.

Der einzige unter den Sängern, der den Landesgöttern treu bleibt, ist der Zaunkönig.

— Auch das Leid muß getragen werden!

Es muß wohl durch ein Wunder geschehen, daß Wesen dieser Art zur Zeit der Hungersnot und des tobenden Krieges nicht mit Stumpf und Stiel verfilgt werden. Sie werden nicht verfilgt, denn sie sind den Göttern und der Erde unentbehrlich.

Das riesige Junge war ungeheuer groß geworden und hatte die elastischen Wände des Nestes so ausgedehnt, daß es jetzt ausah wie ein Netz.

Die Einwohner der benachbarten Nester hatten ihre Brut schon in die Welt hinausgeführt und sie gelehrt, ihr tägliches Brot zu erwerben.

Dem Zaunkönig war diese Freude verlag: vom Morgen bis zum Abend mußte er arbeiten, um den Hunger seines unerläßlichen und trägen Einzigen zu befriedigen.

Eines Tages endlich erhob sich der Riese im Nestchen und stemmte



die Flügel und Beine so kräftig an die dünnen Wände, daß sie barsten. Noch ein Versuch — und das Nest war zerlegt.

Nun kam ein großer, stattlicher Vogel zum Vorschein — der reine Junker-Sperber. Er entfernte sich von dem zerstörten Neste, setzte sich auf einen Ebereschenzweig und gewandt nach rechts und links grüßend, rief er stolz:

— Kuckuck! Kuckuck!

Gleich darauf sperrte er den Schnabel weit auf und wollte etwas zu essen haben.

— Tschick! Tschick! Tckick! — rief der Pflegevater des dreisten Burschen, aufs höchste erstaunt.

— Also das ist nicht mein Kind! Es ist ein Kuckuck, ein Findling! Der unrechtmäßige Sohn sah den winzig kleinen Papa von oben herab an und rief gebieterisch nach Futter.

— Soll ich den Hunger dieses Bastards stillen? Und wenn er es wenigstens der Mühe wert hielte, zu bitten! — . . .

Wenn es keine Bauern, keine Zaunkönige gebe, könnte es auch keine Herren, keine Kuckucksjungen geben.

Wie ein Sklave machte sich der arme Vater an die Arbeit und fütterte den bevorzugten Findling.

— Gib mir zu essen, immer mehr zu essen! — Ichrie der ewig hungrige, junge Kuckuck, und der Zaunkönig arbeitete unermüdet und schleppte immer neue Vorräte herbei.

Welchen Zweck verfolgt die Sonne, wenn sie die schwachen Zaunkönige der Leibeigenschaft übermütiger Schmaroßer ausliefert?



Die Liebe hatte ihr Werk vollbracht: die Blüten setzten Samen an und jegliches Leben hatte neue Sprößlinge erzeugt.

Jetzt blickte der Strahlende vom Himmel zur Erde hinab und sah, daß der letzte Augenblick seines Triumphs gekommen war und mit ihm die Herrschaft des Lichts zu Ende ging.

Der Schwarze Gott wurde von Tag zu Tag mächtiger. Aber die Uebermacht soll er nicht ohne Kampf erringen.

Daher ruft der Sonnengott seinen Sohn, den Donnerer Perun auf, der am Himmel über Gewitter und Blitze herrscht.

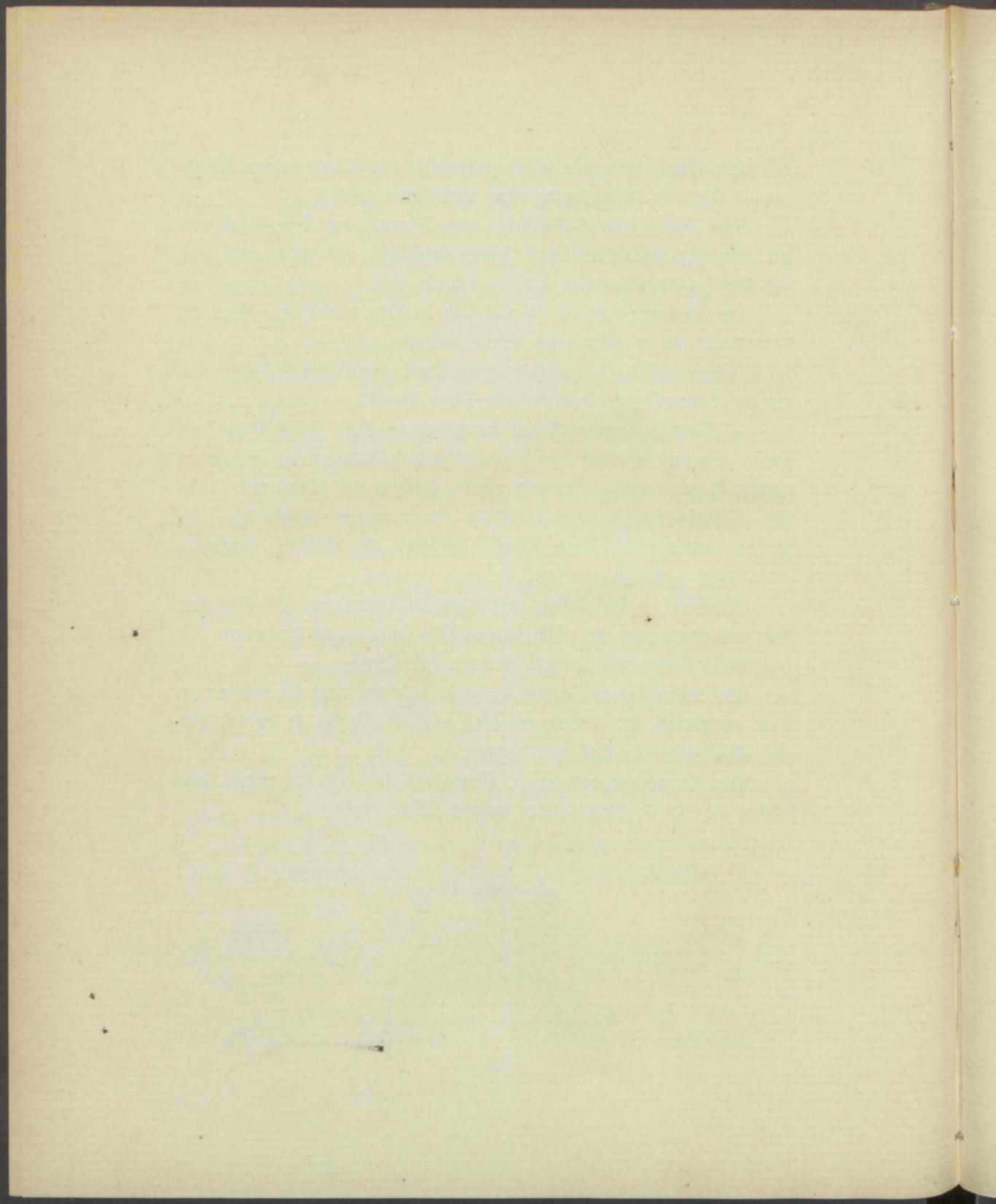
— Mein ritterlicher Sohn, spricht er zu ihm, sende Feuer und Wasser aus und kündige dem Schwarzen unerbittlichen Krieg an. Nimm meinen Bogen, meine feurigen Pfeile, fordere das Heer der Teufel zum Kampfe heraus und vernichte das verruchte Geschlecht. Mit nichten können zwei Willen die Welt regieren, die einander entgegengesetzt sind.

Glücklich ob des Gebots, verneigte sich Perun vor dem Erzeuger, flog wie ein Sturm am Himmelsgewölbe empor und schleuderte die furchtbare, flammende Kriegsfackel von dort hinab.

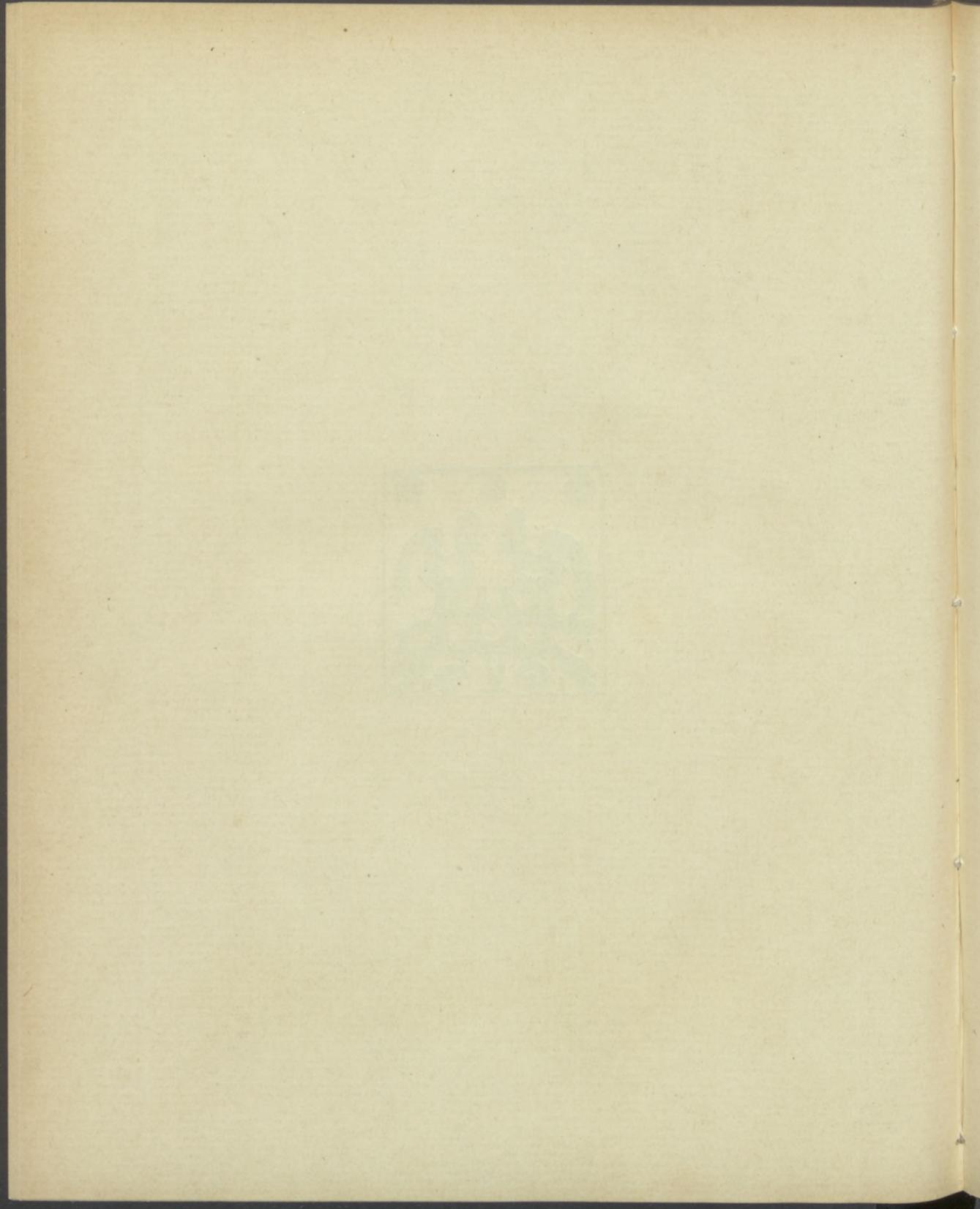
Die Sehne seines Bogens sauste so mächtig, daß die Wälder der Erde erzitterten, die Felsen erbebten und die Teufel in den Höhlen und Abgründen vor Entsetzen heulten.

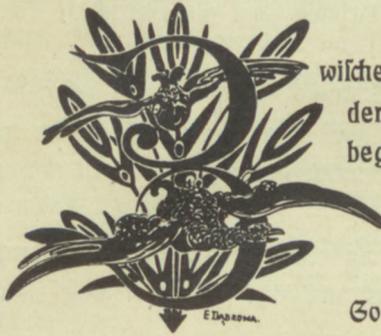
Der Kampf entbrannte . . . Aber laßt uns erst die uralte Sage hören, die die Geschichte dieser ewigen Fehde erzählt.











wischen dem Gott des Lichts und dem Gotte der Finsternis besteht Feindschaft seit Anbeginn der Welt. Was der erste geschaffen hat und zu erhalten strebt, das will der andere vernichten, verfilgen.

Der schwarze, grausame und finstere Gott, der kalt und starr ist wie der Winterfrost, und sich in einen nächtlich dunkeln

Mantel hüllt, hat die Herrschaft über die geheimnisvollen unterirdischen Höhlen und Abgründe ergriffen, die nie von den Strahlen der Sonne erreicht werden. Er hat unzählige Heerscharen von Teufeln erschaffen, die dem Lichte feind, immer bereit sind, die guten Kinder der Sonne und der Erde zu quälen. Auch die furchtbaren Ungeheuer sind sein Werk: die vielköpfigen Drachen, die Schlangen, die giftspeienden Lindwürmer, die geflügelten Eidechsen. Er hat vielen Tieren und Vögeln eine böse Gier eingehaucht, hat sie zu seinen Dienern gemacht, zu Troßknechten, die sich im Kampfe mit der Sonne um die schwarze Fahne scharen.

Einmal fluchte er und spie aus, und aus seinem Speichel entstand die boshafte Elster.



Das waren schlimme Zeiten, als die ewige Finsternis und höllische Bosheit sich ansiedelten, über Himmel und Erde zu herrschen.

Uebermütig hatte der Schwarze beschlossen, die Veste des Himmels zu erstürmen, den Sonnengott zu entthronen und die Herrschaft über die ganze Welt zu erringen.

Und einmal sogar — oh, ewige Schande — war es ihm gelungen, den Strahlenden gefangen zu nehmen und einen ganzen Tag lang im schwarzen Verließ zu halten; aber der mutige Perun hatte den göttlichen Gefangenen befreit.

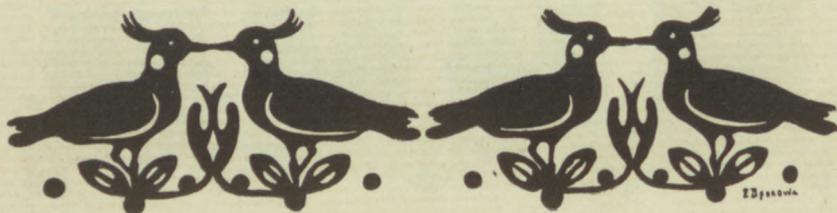
Eine tödliche Angst hatte das Erdenleben erfaßt, und die Spuren der uralten Erniedrigung sind bis auf den heutigen Tag nicht gänzlich von ihm gewichen.

Die Hoffnung war entflohen, die Liebe wandelte sich in Haß, die Altäre des Gottes fielen in Trümmer.

Ein Teil der Menschen ergab sich damals dem Schwarzen; sie ehrten ihn als den wahren Gott, und um ihm scheußliche Opfer darzubringen, begannen sie, das Blut ihrer Mitgeschöpfe zu vergießen. Zum ersten Male besleckte Brudermord die reine Erde.

Die Bäume, die vormals die Erde durchstreiften und tausendjährige Geschichten erzählten, verstummten jetzt vor Entsetzen. Zitternd vor Grauen, drängten sie sich haufenweise zusammen, konnten sich nicht mehr von der Stelle rühren und wuchsen tief in die Erde hinein.

So entstanden die dunkeln Wälder, in denen das Herz des Mutigsten von geheimnisvollem Schauer beschlichen wird.



Einer der Teufel nahm die Gestalt eines scheußlichen Vogels an und schreckt uns jetzt in der Nacht mit seinem Geheul.

Endlich beschloß der lichte Gott, seine Herrschaft über die Erde wieder zu erlangen. Mit göttlicher Macht schmiedete er im Himmel einen Bliß, wie noch keiner dagewesen, und schleuderte ihn auf einen hochragenden Felsen im Prondnikthal.

Von dem Kamme des ungeheuren Gesteins, das über alle Berge hinweglah und die höchsten Tatragipfel überragte, blieb nur noch ein schlanker Pfeiler stehen — der Fels, den sie den Sabichtsfelsen nennen.

Unzählige Steine und Splitter von dem gesprengten Felsen überschütteten das Bett und das Thal des Baches. Und der Gott sprach die Worte:

— Ihr Steine, die ihr dem Schoße der Erde entstammt, ich schenke euch Leben!

So sprach er und hauchte göttlichen, gütigen, strahlenden, warmen Odem in den steinernen Haufen. Und im Nu entstanden aus den Felsplittern lichte, schöne Geister, die nach dem Bilde ihres Schöpfers geformt waren.

Nur ein kleines Sternchen, ein dem Auge kaum sichtbares Sandkörnchen, war zu winzig, um eine Gestalt annehmen zu können. Vom Odem des Gottes belebt, stieg es in die Luft, wiegte sich darin und fiel wieder nieder.

— Oh, du sollst der Ritter deiner Mutter Erde werden, sagte der Gott mit einem gütigen, gnadenvollen Lächeln.



— Werde ein Zaunkönig, der kleinste aller Vögel und singe immerdar dein leises Lied, singe selbst dann, wenn andere weinen!

Darauf wandte er sich an die aus Stein erkundenen Geister und sprach:

— Ich ernenne euch zu Streitern und Kämpfern im Kriege mit dem Todfeinde, und euer Anführer wird mein Sohn Perun sein!

Und er teilte sein Heer in Gefolge, deren einige die Pflicht hatten, über die Erde zu wachen, die anderen aber sollten den Himmel vor den Anschlägen der Teufel bewahren.

Jeder der Krieger nahm seinen Platz unter dem erhobenen Heerbanner ein. Der Zaunkönig sang sein erstes Lied und flog in den Wald.

Seit jener Zeit hat die Erde ihre tüchtigen, gewandten und wachsamten Rittercharen. Die Wälder und Haine waren geheiligt; die Bäche, Seen und Quellen wurden berühmte Kultstätten.

Die guten Geister schlugen ihre Wohnungen in Wässern, Bergen und Bäumen auf; sie ließen sich in Hainen, Tälern und Felsen nieder.

Nun können die Teufel das Erdenleben nicht mehr so leicht gefangen nehmen und in Bande schlagen.

Aber es ist noch lange nicht Friede auf der Welt.

Immer noch herrscht unerbittlicher Krieg und die Bosheit des Schwarzen erreicht ihren Höhepunkt, wenn die Sonne den Jahrestag ihres Triumphs, die Erde das Fest ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit feiert.

Das große Fest des Sonnenwendfeuers und des Kränzewindens ist vorüber. Hoheitsvoll steht der Gotteswald auf seinen Bergen, wie eine feste Burg der Erde und erglänzt im Sonnenlicht.



Die Königin voran, fliegen Bienenschwärme auf ihn zu, denn es ist ihnen in den Bienenstöcken im Gotteshaine zu eng geworden.

Der ungeheure Sonnenbrand preßt den Harzgeruch aus den hundertjährigen Kiefern. Die schattigen Linden erfüllen die Wildnis mit ihrem süßen Honigduft. Die Luft ist heiß und schwül. Die Turteltauben girren im Schatten einer breitläufigen Eiche und der Specht klopft an ihre Rinde. Die Fliegen schwärmen und summen unruhig. Der Laubfrosch quakt immer wieder im Faselbusch. Der Zaunkönig neigt das Köpfchen zur Seite, läßt sein „Tschick, Tschick“ ertönen und blinzelt zum Himmel auf.

Ein Gewitter ist im Anzuge.

Der Biße froh, schlummert die Schlange und die Eidechse auf dem sonnengewärmten Felsen. Die Schnecke ist auf ein Farrenblatt gekrochen und hat ihre beugten Hörner vorgestreckt.

Im Prondnik springt die Forelle. Die ermatteten Libellen wiegen sich zwischen den Rohrhalmen am Ufer.

Die schwüle Luft liebt aus, als wäre sie bestäubt. Was will das werden?

Der Strahlende hat geboten und Perun bereitet sich zum Kampf. Wer kennt ihn nicht, den flammenden Sonnensohn!

Der riesige Held, dem die immerwährenden Kämpfe die Jugend genommen, erscheint neben dem ewig jungen Vater, wie ein Greis. Die Stürme haben seinen langen grauen Bart zerzaust, haben die reichen Locken verwirrt, die auf die breiten Schultern fallen.

Ein Abenteuer — aber kein Liebesabenteuer — hat ihn zum Krüppel gemacht — sein einer Fuß ist lahm:



Im Zweikampfe, der der Sonne galt, hat ihm der Schwarze einen Teil des Fußes zerfleischt.

Aber aus den kampfbegierigen Blicken des Helden flammt furchtbar drohende Göttlichkeit.

Kein Sterblicher vermag diesen Blick zu ertragen, wenn Perun seine dichten, buschigen Brauen zusammenzieht und die im Kriege gebräunte Stirn runzelt. Sein feuriges Hemd funkelt im Dunkel der Wolken, die sich am Himmel auffürmen und ballen, und heulen und murren. Das sind seine Kriegsthaten.

Oh! welche Bewegung am Himmel, welche furchtbare Getümmel!

Wehe dem Feinde, wehe allen unfreiwilligen Zeugen der Schlachten, die Perun liefert.

So mancher Unschuldige muß verderben, und wenn gleich ihm die Götter ein besseres, jenseitiges Leben schenken, so verliert doch die Erde ein Glied in der Kette des Lebens.

Zornig sandte der Herr seinen Hauch vom Himmel.

Die härtigen Tannen, Fichten und Kiefern brummt feierlich, und ihre Rinde knarrt und knirscht in ihren Gelenken.

Die geschmeidigen Zweige der Birke wogten wellenartig zurück und enthüllten den schönen, weißen, mit schwarzen Streifen geschmückten Leib des Baumes.

Das geheimnisvolle Flüstern des Birkenhains zog weiter in den Wald, und es klang, wie das Gemurmel des betenden Volkes im Gotteshaus.

Oder war es die Sprache der Nixen, der Waldgöttinnen?

Die immer furchtbar zitternden Blätter der Eibe bebten jetzt und tanzten ruhelos, wie gefesselte Schmetterlinge. Sind das nicht Seelen, die in die Bäume gebannt sind?



Die Eichen, Buchen, Linden und Ahorne rauschten wie Wasserwogen, die die Erde überschwemmen wollten. Jeder Baum rauschte ein anderes Lied.

Die Wipfel des ganzen Waldes — gleichsam ein ungeheures Dach oder ein Riesenschild — bebten, neigten sich und schimmerten in allen Tönen des grünen Laubes.

Der Wind wehte heftiger, zauselte die Bärte der Tannen, wühlte leidenschaftlich in den Flechten der Birken, schlug klingend an die Blätter der Pappeln und Eiben, und rang mit der Eiche, der Buche, der Linde.

Dann heulte er los, sprang in tollem Tanz in das Flußthal, kräufelte das Wasser, wühlte es auf, ergriff eine Handvoll Gras am Ufer, zupfte einige Blätter ab, ließ ein paar Schmetterlinge in hellem Wirbel sich tummeln und flog in die Höhlen und Schluchten.

Dort sauste und piff er, und rief den Donner, der droben in den Wolken murrte, zu Hilfe. Es schien die Vorhut der Kriegscharen des Perun zu sein.

Plötzlich verdunkelte sich die Welt, der Wald verstummte angesichts des drohenden Himmels.

Die Bäume standen jetzt ernsthaft mit erhobenem Haupte da; sie schwiegen, aber dennoch schienen sie sagen zu wollen:

— Wir weichen nicht!

Die entfesselten Blitze zogen glänzende Furchen am dunkeln Himmelsgewölbe.

Krachend fielen ihre Flammen in den Waldeschoß, beleuchteten die Gipfel der Berge mit grellem Licht und zerschmetterten die Felsblöcke.

Das Wasser strömte aus den Himmelschleusen, übergoß die Bergabhänge, die Felsen, und sickerte in die Abgründe des Gotteswaldes.



Der Forst am Prondnik sah aus wie eine große, kriegerische Helden-  
schar, die mutig in den Kampf zieht, von ihren Anführern, den mächtigen  
Recken geführt. Pauken und Trompeten spielten ihnen die Kampfesweise.

Schon im Beginn der Schlacht waren die Teufel heftig erschrocken  
und eine große Angst erfüllte ihre Scharen. In der Luft und in der  
Tiefe suchten sie nach allen Seiten hin zu entkommen.

Der Heerführer des schwarzen Banners im Prondnik-Walde, der  
Walddämon, konnte dem Angriffe nicht Stand halten; er ließ das Heer  
der vielen Teufel und Gespenster im Stiche und machte sich zu aller-  
erst aus dem Staube. Die flammenden Blitze jagten ihm nach, der  
Regen peitschte ihn, die Hagelkugeln fielen dicht auf ihn herab.

Der arme Teufel, der das Wasser noch mehr fürchtet als das  
Feuer, sah jetzt, daß er dem Herrn nicht gewachsen sei. Wie eine  
Schlange ringelte er sich zusammen, sprang in einen hohlen Eichenstamm,  
kauerte sich dort nieder und sah mäuschenstill.

Plötzlich fiel ein mächtiger Blitz vom Himmel, überschüttete die  
Eiche mit feurigen Funken und bald stand der Baum in Flammen. —  
Ein furchtbares Sonnenwendfeuer!

Der Herr der Teufel, vom lebendigen Feuer gelenkt, sprang hurtig  
aus der Höhlung, und heulend vor Wut jagte er in tollen Sprüngen  
durch die Wildnis. Sein wildes Geschrei verdoppelte das betäubende  
Getöse des Gewitters.

Die Jungfrau, die wunderschöne Herrin der Mondnächte, mit dem  
Schwanenhalse und dem schneeigen Busen, durchteufte den Wald in  
furchtbarer Angst. Sie, die sonst immer Furcht im Gotteswalde erweckt,  
stößt heute Schreckensrufe aus.



Der Donner krachte in den Lüften. Der Regen goß in Strömen, der Hagel lautete, und die zackigen Blitze schlängelten sich ohne Unterlaß zwischen Himmel und Erde.

Dann kamen die Stürme, die mächtigen Riesen, und wälzten diese ganze Luft in rasendem Lauf von Westen nach Osten, um sie blindlings auf die Erde zu stürzen.

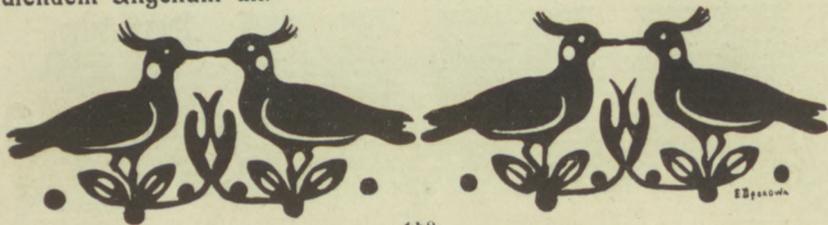
Der Himmel, die Luft, die Ebenen der Erde — alles war verschwunden, alles war mit Wasser bedeckt.

In unserem Gotteswalde strömten reizende Bäche von den Bergen und höhlten sich durch die Wucht ihres Laufes tiefe Betten; sie wühlten sich unter die Wurzeln der Bäume, unterpülten die Felsen und schwemmten dem Prondnik ihren Tribut an Stämmen, Moosen, Büschen, Steinen und Vogelneistern zu.

Oh, wer weiß es nicht, daß die Unschuldigen gewöhnlich die Kriegskosten tragen müssen, daß der Sieg oft eine Niederlage des Siegers und eine gute Lehre für den Ueberwundenen ist?

Indem der Donnergott die Scharen der Teufel überwand, zerschmetterte er zugleich die Werke der Sonne und der Erde: er that es im Hochgefühl des Krieges, im Siegesrausch des Helden. Die Stürme sind sein Element, und auf dem Schlachtfelde, im Krachen der Donner, feiert er seine Feste.

Der Prondnik schwoll mächtig an, trat aus seinen Ufern und überschwemmte die Wiesen und Lichtungen; immer höher steigend strömte er in die Schluchten des Waldes und tobte in den unzugänglichen Dickichten. Der Himmel sandte ihm immer neue Hilfstruppen, und feuerte ihn zu rasendem Ungeftüm an.



Ihre treuen Hunde, die Teufel in Tiergestalt, sehen das drohende Unheil, ziehen die Schwänze ein, heulen furchtbar, winseln klagend und ein tausendfaches Echo läßt ihre Stimme zwischen den Felsen und Schlünden widerhallen.

Wehrwölfe, Wassernixen, Hexen, Alpe, Alräunchen, die ganze Schar der Teufel flieht, drängt sich in die Höhlen, in die unterirdischen Gänge, die im Thale des Prondnik berühmt sind.

Die Bären, Luchse, Wölfe und giftigen Molche suchen auch einen Schlupfwinkel an diesem Orte, denn hier sind ihre heimatischen Lager.

Der erste, der hineingekommen ist, hält sich für den Eigentümer und wehrt dem anderen den Eintritt. Daher furchtbare Kämpfe und Blutvergießen um jedes Winkels willen.

Dumpfes Gebrüll, drohendes Knurren, wütendes Seheul erfüllt die Tiefen der Erde und die schwarzen Gottheiten, die der Schrecken bezwungen hat, können die tobenden Tiere nicht mehr bändigen.

Vom hohen Himmel herab sah der feurige Sohn des Strahlenden, wohin die Teufel ihre Zuflucht nahmen und alsobald beschloß er, ihre Schlupfwinkel zu erstürmen. Ein Lächeln erhellte das ernste Reckenantlitz und er sprach:

— Führ wahr, das Feuer kann euch in diesen Höhlen nicht erreichen; aber das Wasser der Sintflut soll euch zu Schanden machen!

Im Nu zerriß er mit mächtiger Hand die Wehre und Dämme, die den Andrang der himmlischen Wasser hemmten.

Und eine Flut stürzte auf die Erde hernieder, wie sie seit Jahrtausenden nicht dagewesen.



Schon tobt ein weites Meer im ganzen Thale, es braut und schleudert die Schaumbedeckten Wogen zornig gegen die Felsen, die ihm ihre mächtige Brust entgegenstemmen. Nur die Gipfel der Berge schauen aus der Wasserfläche hervor.

Die Auerochsen, Birsche, Dachs, Füchse, Hasen und andere Tiere schauen, zu Haufen geschart, furchtsam von diesen hohen Inseln in die tobenden Gewässer hinab. Scharen von wilden Enten, Tauchern und Schwänen wiegen sich auf der Flut; Mäwen, Fischreiher und Strandläufer ziehen ihre Kreise in der Luft.

Wie, wenn das Meer auch die Berge erfürmen sollte? Denn niemand kann wissen, wo und wann Perun sich Einhalt gebieten wird.

Das Feuer des göttlichen Zornes, das furchtbar in den Blitzen leuchtet, zuckt noch immer über die Welt hin.

Die Vögel haben ihre unerzogenen Jungen aus den Nestern geführt; sie stöhnen und klagen und weisen den Unerfahrenen den Weg zur Rettung.

Wie eine zärtliche Gluckhenne führt der Zaunkönig seinen Findling umher, bringt ihm Futter, warnt und schützt ihn vor der Flut.

Endlich läßt Perun, von der Arbeit ermattet, vom Feuer verbrannt, vom Rauch geschwärzt und des Sieges schon sicher, in seinem Eifer nach. Er gedenkt schon auszuruhen.

Eben jetzt traten die Wasser in die Höhlen, bedrängten die erschrockenen Teufel und erlöschten eine Menge reißender Tiere.

Der Schwarze in eigener Person sprang aus einem unterirdischen



Hinterhalt, knirschte mit den Zähnen und drohte dem Himmel mit hocherhobener Faust. Am Fuße des hohen Kulms breitete er seinen nächtlich-dunkeln Mantel aus, wie das Segel eines Schiffes, und flog darauf durch die Luft.

Furchtbare Finsternis senkte sich sofort auf Wald und Wasser. Blindlings umhertastend zuckten die Blitze immer seltener. Die letzten Wassertropfen rieselten leise vom Himmel. Grabesstille verbreitete sich über die Erde.

Noch heute steht am Ufer des Prondnik ein hoher Felsen, steil und nackt, dessen Gipfel gleich fünf gespreizten Fingern gen Himmel weist. Das Volk nennt ihn „die Hand“. Auf den höchsten der Finger setzte sich der schwarze Gott und ließ die Beine herabhängen. Er piff, und wie der Wind kamen all die Teufel zu ihm geflogen und umringten den Thron des Königs. Er warf einen Blick voll tiefer Verachtung auf seine Diener und sprach mit haßerfüllter Stimme:

— Euch verdanke ich es, daß das stets siegreiche schwarze Banner heute mit Schmach bedeckt darniederliegt. Ihr seid unübertreffliche Meister, wenn es gilt, die Mädchen, die Rehe und Vöglein im Walde zu schrecken, aber auf dem Kampfplatze seid ihr nur jämmerliche, furchtsame Hasen.

Sie nahmen die Beleidigung schweigend hin, denn sie fühlten ihre Schuld.

Der schwarze König stemmte die Ellenbogen auf die Kniee, vergrub das Haupt in den Händen und versank in tiefes Sinnen. Er überlegte, was zu thun sei, um dem Strahlenden den Sieg streitig zu machen.



Die Lage war ernst. Noch eine Niederlage — und ewiges Licht herrscht auf der Welt und es bleibt kein Raum mehr für die Finsternis.

— Ich hab's! rief er plötzlich aus. Morgen, wenn die Sonne aufgeht und mein Werk sieht, wird sie bei diesem Anblick erbleiden! Ich werde das Angesicht der Welt verwandeln und eine Finsternis schaffen, die furchtbarer ist, als das Erlassen der Sonnenstrahlen: ich werde die Seelen der lebenden Wesen in undurchdringliches Dunkel hüllen!

Leben doch die Menschen, Wesen, die von der Sonne mit Gnadengeschenken überschüttet sind, und die sollen unsere Mitstreiter werden in dem ungleichen Kampf.

Einmal bannte die Furcht dieses Geschlecht an meine Macht und da hatte ich treue Diener, die im Stürzen des Sonnenkults eifriger waren, als die Teufel selbst.

Heute haben sich die Zeiten geändert: der winzigste Zaunkönig läßt sich weder durch Angst noch durch Schrecken von dem Wege ablenken, den ihm die Sonne vorgezeichnet. Ich muß die Herzen unterjochen, mir die Seelen unterthan machen.

Ich werde den Menschen weise machen und das Band zerreißen, das ihn mit dem erschaffenen Leben verknüpft.

Oh, ich kenne ihn wohl, — diesen Riesen, wenn es gilt zu träumen, diesen Zwerg, wenn er handeln soll. Von dem Gefühl durchdrungen, die Weisheit der Welt zu sein, wird er in Ewigkeit von Irrtum zu Irrtum taumeln.

Ich will ihm das Fantom eines unerreichbaren Glückes, die blaue



Blume, vorgaukeln und er wird ihr blindlings nachsehen; er wird seinen Gott abschwören und die Lüge als Wahrheit anbeten.

Auf die hochmütige, selbstüchtige Stirn will ich ihm den Ruhmeskranz drücken und der Verbrecher, der unschuldiges Blut vergießt, wird den Namen „der Große“ führen.

Der Wolf soll neben ihm als Inbegriff der Tugend erscheinen.

Perun hat die Menschen mit dem Feuer beschenkt, das er dem Himmel geraubt, ich will ihnen alle Freuden des Lebens geben.

Mein Foch soll so süß sein, daß Jahrhunderte vergehen werden, ehe der Mensch sich zurückkehrt — und dann werden ihm die Pforten des Paradieses, das er verlassen hat, verschlossen sein.

Stattig sprang er auf, ließ wieder einen Pfiff ertönen und von dem Troß der Teufel gefolgt, flog er nach den Wohnstätten der Menschen am Gotteshain.

Träge dämmerte der Tag am andern Morgen hinter den Wolken auf. Ueber den stillen Wäldern hingen dichte Nebel.

Die Sonne hatte keine Lust, ihr feuchtes Lager zu verlassen und am Himmel zu erscheinen. Durch den dichten Nebelschleier schielte sie nach der Erde hin und verschwand alsbald hinter den Wolken. Vielleicht erschreckte sie der Anblick der argen Verwüstung, die das geltrige Gewitter angerichtet.

Die Erde sah trostlos aus. Die Leiber verschiedener Tiere lagen im Walde umher, oder trieben auf den fallenden Wassern.

Viele größere und kleinere Vögel waren vom Hagel erschlagen, andere lebten noch, aber ihre Flügel waren geknickt, ihre Beine gebrochen. Unzählige Eltern beweinten den Tod ihrer Kinder.

Shyva, Göttin des Lebens, du unser Hort, kannst du all' diese Wunden heilen, all' diesen todestraurigen Herzen Trost bringen?



Hundertjährige Bäume, die die Flut entwurzelt hatte, welkten und färbten den Hungertod.

Hier war ein Fels zusammengestürzt und hatte alles zerfchmettert, was zu seinen Füßen wuchs.

Dort hatte der Sturm Hefte und Zweige geknickt und junge Bäumchen zu Krüppeln gemacht.

Hier steht ein vom Feuer geschwärzter Riese, ein Eichenbaum mit blüßgefurchter Rinde, so ernst und stumm, als dächte er voller Grauen über die Geschehnisse des verfloßenen Tages nach.

Sein jüngerer Bruder ist mitten durch geborsten und weiß klappt seine Todeswunde.

Die Büsche, Kräuter und Gräser, eben noch strotzend von frischem, grünem Blut, sind jetzt, vom Wasser entwurzelt und zu unförmlichen Haufen zusammenschwemmt, häßlich und schwarz geworden und gehen in Verwesung über.

Die Erde, die gute Mutter und sorgende Hausfrau, ist tief betrübt und erhebt ihr Wehklagen:

— Soll ich meinen Kindern das Leben schenken, damit sie so jämmerlich umkommen?

Strahlender, du hast mich zur Mutter geweiht und hast der Mutterchaft heilige Rechte verliehen. Wo ist deine Gnade, wo deine Liebe für das Leben, das in dir und in mir seinen Ursprung hat?

Der Gotteswald, die Wiege unserer Kinder, ist von deinem Feuer, von deinem Wasser vernichtet und liegt aus, wie das Reich des Todes.

Ohne des Himmels Wissen und Willen rollt der Donner nicht und fällt der Regen nicht hernieder, und kann das Unglück kein einziges Wesen ereilen.



Oh, ich unglückliche Mutter!

Zuerst quälen die Teufel meine Kinder ohne Raht und Ruh; aber sie sind die Feinde der Sonne und alles dessen, was unter ihren Strahlen lebt.

Weit schlimmer ist es, wenn der Mensch, mein Sohn, seine Mutter in Fesseln schlagen und zu seiner Sklavin machen will. Er rodet, brennt und rottet meine Nachkommenschaft aus, als hätte er sie geschaffen, als wäre er mein Gebieter.

Mit dem Pfluge zerreiht er meinen Schoß und pflanzt und läet die Früchte, an denen er ein Wohlgefallen hat. Er verwischt die Grenzen der Gewässer, der Wälder und Steppen, die ich den verschiedenen Arten des Lebens gesteckt habe, und seine eigenen Raine.

Wer kann behaupten, daß die Göttin Wanda allen Reichen gebietet, wenn ich in meinem eigenen Hause der Herrschaft beraubt bin?

Der Mutter Herz und Kräfte reichen nicht aus, die Kinder zu erziehen, wenn ihr der Vater nicht zu Hilfe kommt.

Leider hat der Vater eine zu große Aufgabe zu erfüllen! Um das Weltall würdig zu regieren, verläßt er mich und weiht seine Nachkommenschaft dem Untergang. Vor allem muß er groß und mächtig sein. Er blickt in die Ewigkeit der fernen Jahrhunderte und wirkt für dieselben als wäre der heutige Tag nicht da.

Als ich deine Braut war, lichter Gott, eine holde, jugendliche Maid, da versprachst du mir unendliches Glück, da gelobtest du mir deine Liebe! Warum, oh Untreuer! verläßt du mich im Augenblicke der Not?

Um deiner unergründlichen Zwecke willen hast du ein furchtbares Gewitter über mein Haus heraufbeschworen, hast den Herd des schönen



Lebens in ein Grab verwandelt und wendest dich ab, und läßt es geschehen, daß ich mein Witwenlos und den Tod meiner Kinder mit blutendem Herzen beweinen muß . . .

So klagte die Erde an jedem Morgen und an jedem Abend. Und mit jedem Morgen und mit jedem Abend furchten neue Runzeln ihr Angesicht.

Zuerst vergilbte sie, dann senkten sich graue und schwarze Schatten auf sie herab.

Und je mehr ihre Reize verblühten, desto eiliger vollbrachte der Strahlende seinen Weg am Himmel, als wollte er die Klagen der Erwählten nicht hören, die einst die schöne Jungfrau — Erde war, und jetzt zum griesgrämigen, reizlosen alten Weibe wurde.

Arme Mutter! der bräutliche Gott hat dich verlassen, in der Liebe der Kinder hast du dich getäuscht, die Feinde bedrängen dich, wer wird dein Witwenlos mildern?

Die Rosen sind verblüht, die Lilien verwelkt, das Laub der Birken und Linden ist vergilbt.

Vom Ahorn fallen die Blätter herab und verkünden mit ihrem Rauschen, daß der Tod schon schweigend durch den Wald geht. Die Blätter sind es nicht allein, die vom Baume des Lebens fallen!

Nur die Pilze wachsen und wuchern noch.

Der Storch ist schon fortgezogen, die Nachtigall, die Schwalbe und die Lerche rüsten sich zur Reise. Züge von Kranichen und wilden Gänsen ziehen Tag und Nacht vorüber: das Scheiden wird ihnen leicht, man hört es an ihren freudigen Stimmen.



Ihr Vaterland ist dort, wo es ihnen gut geht.

Alles eilt dem strahlenden Vater nach, dem Glück; alles flieht dorthin, wo es warm und hell ist. Werdet ihr anderswo eine bessere Heimat finden?

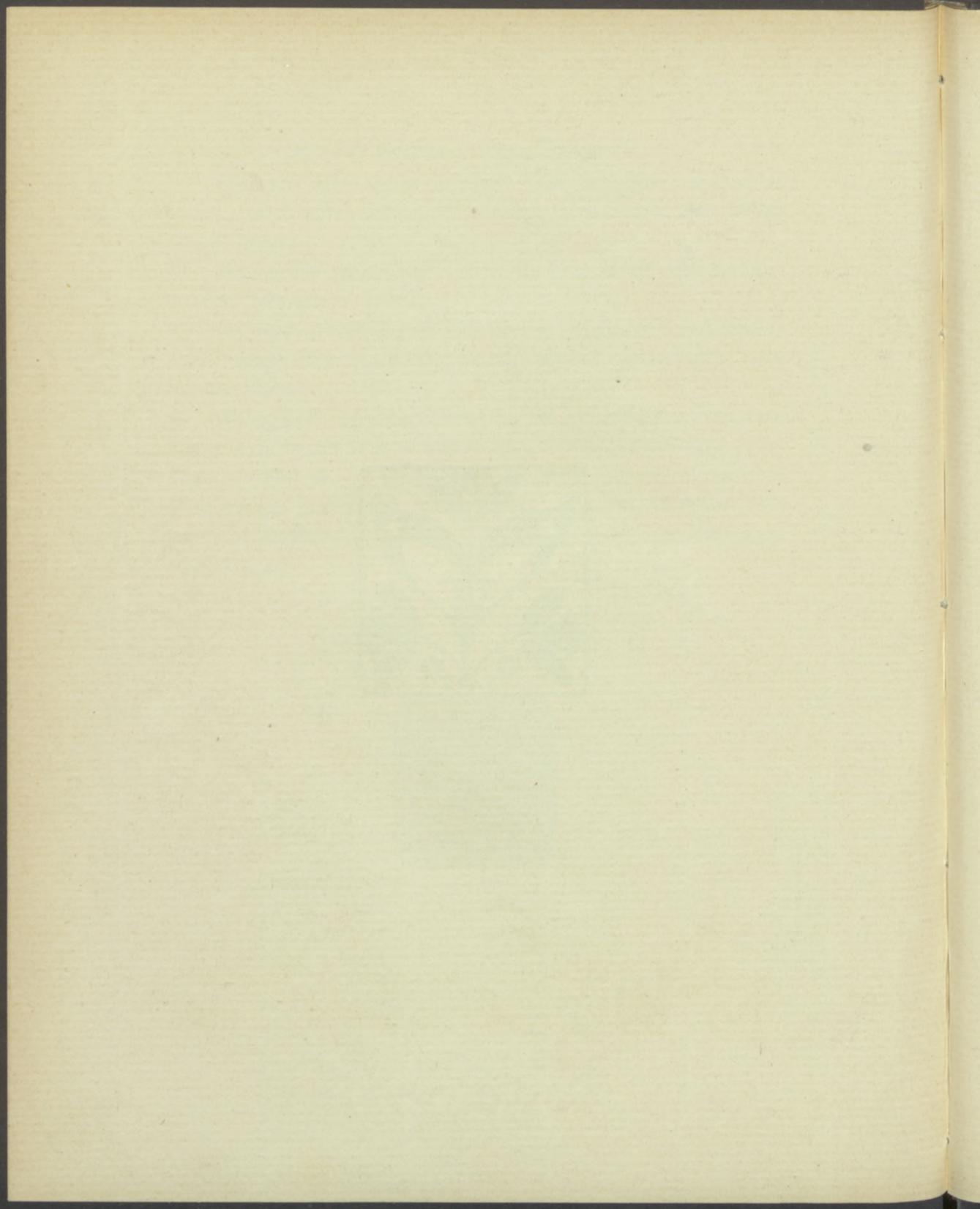
Traurig und voller Zweifel bleibt die Erde zurück und ihr Herz ist voller Schmerz.

Sie wurde geliebt, als sie glücklich war und Schätze zu verschenken hatte. Heute leben ihre Kinder nur sich selbst und erwarten nichts mehr von der Mutter.

Heilige Erde, geliebtes Mütterchen, wie süß ist es, sich in schweren Tagen einen treuen Sohn zu wissen! Der Zaunkönig, der kleinste deiner Vögel, wird bei der verwaissten Mutter ausharren und mit seinem leisen Liede auf der heimatlichen Scholle bleiben. Aus dem Schoße der Erde hat er die Hoffnung gezogen, und sie wird in seinem kindlichen Liede wiederklingen.









nd wieder ist ein Fest gekommen.

Auf dem Felde haben die Menschen die letzte, schwere und umfangreiche Garbe gebunden. Ihren Kopf haben sie mit roten Wasserhollunderbeeren, mit den Blüten der Königskerze, mit Thymian, und Ritterisporn

geschmückt. Behäbig steht sie da, wie eine rundliche, alternde Frau, die die Biegsamkeit ihrer Glieder verloren hat — eine unterlechte, stämmige Bäuerin.

Ehrfurchtsvoll wurde die Gestalt auf den Wagen gehoben und mit Sicheln, Sensen und Rechen umgeben. Hoch oben auf dem Erntewagen thronend nahm sie die unterthänigen Huldigungen der Menschen entgegen.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und die Schnitter stimmten das Erntelied an.

Wem es gegönnt ist, das Frühlingsfest zu erleben, der wird Kuchen und weißes, aus diesem Korne gebackenes Brot essen. Zum Maienfest darf auch kein anderes Mehl verwendet werden. Bis zur



nächsten Ernte muß das Leben vom alten Getreide geerntet werden, und auch die Götter müssen ihren Teil davon bekommen.

Mit Farrenkraut, Tannenzweigen, Bärenklappe und Wachholder geschmückt, ächzt der Wagen kläglich im tiefen Sande, rasielt ärgerlich über die Steine dahin und wankt dem Gotteshaine zu.

Sie haben ihre Beute der Erde entnommen und fliehen damit nach Hause.

Die Stiere, grüne Kränze auf Nacken und Hörnern, schreiten in würdigem Ernst daher, als wüßten sie, daß sie am Tage des Erntefestes den Wagen mit dem Bilde der Mutter Erde ziehen und Teil nehmen an dem heiligen Gebrauch.

Die Jünglinge und Mädchen tanzen zu Paaren den Weg entlang und singen Lieder, deren Echo bis in die Wildnis des Gotteswaldes dringt.

Der Wagen wird von Spielteuten begleitet, denn ohne Spiel gibt es kein Fest, keine Kulthandlung. Der eine schlägt die Trommel, der andere bläut ins Horn, bis ihm die Augen übergehen. Dieser lockt träumerische Töne aus seiner Flöte, jener drückt den Dudelsack oder verucht eigene Weisen auf seiner Schalmei zu spielen.

Eine Schar fröhlicher Vögel kehrt vom Schmause heim, flattert über ihren Häuptern und zieht im Fluge anmutige Kreise, sich bald hoch hinaufschwingend, bald wieder hinunterlenkend.

Die Vögel hören zu und stimmen mit fröhlichem Gezwitscher in das Musizieren der Menschen ein.

Alles ist Lust und Fröhlichkeit.



Die Lerche hört die weithin schallenden, freudigen Lieder.

Kommt der Frühling schon ins Land gezogen?

Sie fliegt über das goldige Stoppelfeld empor, schwebt hoch in der Luft und singt aus voller Brust, wie es ihre Art ist:

— Ti-ri-li, ri-ri-li-li!

Die Stare erheben sich von den Wiesen, durchteilen die Luft und plappern lustig unterwegs. Die Grashüpfer springen zwischen den Stoppeln. Die Grillen zirpen leidenschaftlich um die Wette. Die Hasen und Wachteln lauschen in den Furchen:

— Warum ist die Welt heute so lustig? —

Der Sonnenball ist schon im Sinken und taucht zur Nacht in jenes Land, wo die schwarze Pflernscha fließt und Sewjesch steht, die silberreiche Stadt.

Unter Jubelgeschrei und Freudenprüngen sind sie mit der Muttergarbe in ihrem Weiler am Gotteshaine angelangt.

Hier ersicht der Opferpriester am Malsteine den Bock, Perun zu Ehren.

— Empfange das Dankopfer, oh Gott!

Und er steckt den gehörnten Kopf des Tieres auf den Pfahl.

Das Volk erhebt die Augen gen Himmel, fällt demütig zur Erde nieder und berührt den Staub mit der Stirn.

Ein langgezogener Schrei ertönt aus aller Munde:

— Oh! Gott sei gepriesen! Gott sei gepriesen!

Sie beten inbrünstig, und nach verrichtetem Gebet beginnt die Luft und das reiche Mahl. Kein Wunder! Die Ernte war reich, die Mahd ergiebig.



Der drohende Donnergott hat den Menschen unermessliche Gnade erwiesen: er hat die benachbarte Wildnis des Gotteswaldes mit furchtbaren Hagelschauern heimgesucht und hat die Fluren und Hütten des Gotteshains geschockt. Wie sollten wir ihn nicht ehren! Oh! Gepriesen sei Gott!

Oh Menschen! Nur durch seine Drohungen erhält Perun eure Frömmigkeit!

Oh Menschen! Ihr liebt eure Mutter Erde nur in dem Maße, wie euch eure Getreideschober klingende Münzen abwerfen!

Die Furcht erzeugt die Anbetung, der Gewinn die Liebe. Im Notfall werdet ihr euren Gott verleugnen und das Vaterland verschachern.

Oh Erde, in Zeiten des Schmerzes bist du voller Trauer inmitten deiner selbstfüchtigen Kinder!

Ist denn die Liebe des Menschen immer selbstfüchtig?

Die Selbstsucht bringt sich manchmal selbst zum Opfer, sie lodert auf dem Feuerherde des eigenen Herzens und dann ist ihre Liebe heilig.

Ein Zaunkönig menschl!

Die gefiederten Kinder der Erde fliehen in großer Hast, denn sie fürchten die Zukunft. Keine Macht kann sie zurückhalten. Atemlos fliegen sie in ferne und fremde Länder, der Liebe entgegen, dem Gesang und der Lust. Nur Schwerfälligkeit hält manche von der Flucht ab. Aber wenn sie erst mager geworden sind, werden auch sie vor dem Winter davonziehen.

Noch andere hält der Geiz zurück, sie wollen die letzten Schätze aus der Vorratskammer der Mutter genießen.

Auch du, undankbare Lerche! du schmiegst dich an die Brust der Erde und jetzt fliehst du mit den anderen!



Nur der Zaunkönig, der Trost der Mutter, bleibt bei ihr; aber es ist nicht die Hoffnung auf Nahrung, die ihn bleiben heißt. Es ist nicht der Gewinn, der ihn in der Heimat lockt, und sein leiser, herzinniger Gesang wird ihm bei den Krähen und Sperlingen keinen Ruhm einbringen. Er ist der ärmste der Vögel und doch flieht er nicht. Ausbarren und alles ertragen, das ist die Lösung des Zaunkönigs. Er ist der echte, rechte Sohn der Erde, ihr Volk, und sein Lied ist die Volkslage, das Volkslied.

Du gute, heidnische Seele, die du für die undankbaren, hochmütigen Kuckucke arbeitest, laß dein Lied in Hunger und Kälte erschallen, lebe ohne Ruhm, ohne Aussicht auf Gewinn! Die Welt hätte weder Wert noch Anmut ohne deinesgleichen.

Unter Gotteswald steht vereinsamt, nackt und wie erstorben unter dem grauen, nebelumflorten Himmelsgewölbe.

Was ist aus diesem wunderschönen Tempel des Lebens geworden? .. Heute verdrängt eine Wolke die andere im Fluge von Westen nach Osten hin und überflutet die Welt mit kaltem Regen. Oder von Norden her weht ein trockener, scharfer Wind, heult wild in den Nächten, pfeift und braust und schleudert eisige Körner. Im Gotteswalde führt er seinen wilden Reigen.

Der trübe Mond irrt zwischen pechschwarzen Wolken umher und kann aus ihren ungeheuren Schlünden keinen Ausweg finden. Er ist dem Pilger gleich, der sich in den Bergen verirrt hat und nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Sein Kopf wirbelt, die Augen narren ihn, der Verstand versagt seinen Dienst. Zuweilen erklimmt er eine hellere Wolke, blickt einen Augenblick bekümmert auf die Wellen des Prondnik, auf die Felsen nieder und guckt ungewiß in die Schluchten und Abgründe der Wildnis.



— Nein nicht hier führt mein Weg!

Und alsobald verschwindet er und verinkt in die schwarzen  
Himmelstiefen.

Blöde und matt sind die Blicke, die der verfleierte Mond der  
Erde zuwirft.

Der Uhu-Drache schreckt wieder, scheucht die Falen und Rehe im  
Dickicht auf und macht den Zaunkönig erbeben.

Die Mutter Erde fragt den Meuchelmörder:

— Wo sind deine Brüder?

Und er antwortet höhrend:

— Bin ich der Hüter meiner Brüder?

Die Krähen müssen ihm in dieser Jahreszeit vor allem blutigen  
Tribut zahlen. Furchtbar ist der Schrei der Krähe, die in den Fängen  
des Uhus erwacht.

Es tagt. Gestern ist die Sonne blutig untergegangen, und heute  
geht sie in einer breiten Lohe auf, die wie eine Feuersbrunst flammt.  
Sie schleicht seitwärts am Himmel dahin, hüllt das Haupt in einen  
grauen Nebelmantel und schielt nach der Erde, als hätte sie dieselbe  
nie gekannt.

— Bist du es, oh Lichter, der Herr und König der Welt, der  
Erzeuger aller lebenden Geschöpfe? Sieh, du bist da, und doch  
schwindet das Leben der Erde!

Denn was ist das Leben ohne Wärme und Licht, ohne Blumen  
und Kräuter, ohne Vögel, Schmetterlinge, Bienen und Ameisen? Der  
einzig so schönen Braut des reichen Sonnengottes ist nur noch das Lied  
des armen Zaunkönigs geblieben.



Die Eicheln, Bucheckern und Nüsse sind schon abgefallen. Die Fagebutten und Ebereschen scheinen rot und frisch.

Zwischen den Stacheln des Schlehenbusches lehen die dunkelblauen, kernigen Kügelchen hervor. Die schwarzen Wachholderbeeren locken die Kramtögel mit ihrem Duft. Die vertrockneten Disteln laden die Stieglitze zum Schmaus.

Mit den Blättern hat das Haar der anmutigen Birke seinen schönen grünen Glanz verloren und ist von den Regenschauern geschwärzt; es hängt noch, wie früher, und wiegt sich anmutig im Winde, aber zwischen seinen Strähnen steckt ein schwarzer Fleck — ein altes Krähen- oder Elsternest.

An den unteren Teilen der Eichenkronen schwanken die letzten Blätter: es sind die welken Kränze eines ruhmvollen Lebens. Von den Linden aber, den Ahornen, Eichen und Rüstern sind sie bis auf das letzte herabgefallen und haben die Erde dicht mit ihren modernden Füllen überläßt. Der Wind hebt sie haufenweise vom Saume der Erde, zault sie leidenschaftlich auseinander, trägt sie zum Schabernack in die Welt und wirft sie in den Prondnik.

Sei! das welke Blatt aus dem Gotteswald tanzt auf den geschäftigen Wellen und schwimmt in die Weichsel, ins Meer, schwimmt über die Grenzen unserer Welt hinaus — ein Fezen von dem Kleide unserer Heimat.

Unter der welken Laubdecke lehen überall die Stengel der toten Kräuter hervor, wie bleiche Knochengerüste.

Der Verräter Tod ist durch den Wald gegangen! . . .



Erst jetzt, wenn er auf die Balz geht, tritt das Greisenhafte der Waldesalten deutlich hervor; überall sieht man die Wunden und Narben und Verkrüppelungen der ältesten Bäume.

Auf dem einen sitzen wunderliche Gewächse — Warzen oder ungeheure Geschwüre, die eine Krankheit verurlicht, oder vielleicht die lange, harte Lebensarbeit. Andere sind, von Würmern zernagt, auf dem Wahlplatze gestorben und erwarten den Sturm, der sie niederwerfen soll.

Wie die Friedhöfe am Gotteshain, sind auch die Gräber im Gottswalde die Heimstätten eines neuen Lebens. Ein Gott! ein Leben!

Die ehrwürdigen, ihrer Blätter entblößten, vom Regen durchspülten Riefen führen jetzt wunderliche Reden: sie zittern und ächzen und ihre Leiber sind halb erstarrt. Sie rauschen nicht mehr, wie in jenen vergangenen, wonnigen Zeiten. Verwittert, gebückt, von grauem Moos und Pilzen bewachsen, ihr Inneres voll Moder, blicken sie aus ihren schwarzen Höhlungen finster in die Welt.

Oh, jammervoll sind diese Augen — voller Grauen, und zerfleisen von den ätzenden Tränen des Schmerzes.

Sprich ein Wort, alter Eichenbaum, Vater von tausenden und abertausenden von Geschlechtern, sprich ein einziges Wort!

Nein, schweige lieber, schweige!

Auf den Wiesen des Prondnikthales, in diesem Frühlingsparadiese der Schmetterlinge und Blumen, schleichen langgestreckte Nebel am Morgen und am Abend träge über die Erde, und die bewaldeten Berg Rücken über ihnen dampfen ohne Unterlaß.

An heiteren Tagen haucht Lehme den Polehne\*) auf den Baiden

\*) Kaitor und Pollux der Slaven.



und ihre Spur zeichnen die silbernen Fäden des Spinnwebes. Der Altweiberkummer ist da!

Eines Tages endlich, um Mitternacht, steht der weiße Frost, der grausame Herr, vor der leidvollen Erde.

Er umfängt die Unglückliche mit seinen starken Armen und preßt sie so heftig, daß sie sich nicht mehr rühren kann. Jetzt ist sie ganz erstarrt.

Gegen Morgen warf der Himmel ein weißes Tuch über die heilige Tote — ihr Leichentuch. Und so war uns das Anfließ der teuren Mutter entschwunden. Sie ist tot. Selbst die welken Blätter, die Fezen des Festgewandes, sind ihr ins Grab gefolgt.

Die Krähen finden sich zu lärmenden Versammlungen zusammen:

— Wir haben den ganzen lieben Tag gefaulenzet und haben doch in Saus und Braus gelebt; jetzt müssen wir ums tägliche Brot arbeiten!

Der Habicht auf dem Birnbaum überließ sich seinen einsamen Gedanken. Endlich der Mühen des Familienlebens ledig, schaute er, der mächtige Herr, in die schneebedeckte Ferne und dachte:

— Dort, weit, weit von hier, ist auch ein Land, und weiter noch eins, und so fort. . . Was kümmert mich der Gotteswald? Wenn mir die Lebensmittel hier zu knapp werden, suche ich andere Gefilde auf. Uns Habichten droht kein Hungertod!

Der Specht dachte anders:

— Unserem ist nur noch die Arbeit von Grund auf geblieben, die Arbeit allein. Fort mit den Träumen, es lebe die Arbeit!



Augenblicklich ging er ans Werk und von nun an könnte kein Sämmern immerfort durch den Wald.

Von Zeit zu Zeit krächzt der Rabe unheilverkündend, der Eichelhäher schreit gellend auf, und der Sumpel pfeift rührselig. Gegen Abend ruft die Eule mit trauriger Stimme.

Wie bang und trostlos scheint alles auf einem frischen Grab!

Sind der Rabe, der Habicht und die Eule auch wirklich Vögel?

Der alte Glaube kündigt, daß die Seele oft als Habicht, Eule, Rabe, Specht oder Krähe umgehe, daß sie als Wildschwein, Wolf oder Luchs dahergelaufen komme.

Lange schon hat der Strahlende jene Brücke auf seinem Wege überschritten, auf der die Nacht dem Tage Auge in Auge gegenübertritt:

— Heut bin ich dir gleich, morgen aber! . . .

Von diesem Augenblicke an dringt immer dichtere Finsternis, dringen Schrecken und Tod mit dem Brausen des Herbstwindes durch das weit geöffnete Thor in die Welt.

Der Schwarze hat die Sonnengottheit überwunden und läßt seiner Bosheit die Zügel schießen.

Heut wagt niemand mehr, an Lachen und Freude zu denken. Nur der Mensch ist imstande, auf dem Grabe zu singen und zu tanzen.

Nach dem Tode der unvergeßlichen Mutter, der guten Wirtin, hat die tiefe Trauer alle Arbeit in ihrem Hause, in dem verwaisten Gotteswald, zum Stillstand gebracht. Wer wäre auch verwegen genug, sich zu freuen und die Ruhe der großen Toten zu stören, die vom tiefen Schlaf übermannt, vom eisigen Sargdeckel zugedeckt ist?



Ach, unsere Herrin, die Gebieterin über unermessliche Reichthümer, die freigebige Ernährerin des Lebens ist arm und verlassen gestorben!

Der Zaunkönig, der kleine, stille Sänger, hat ihren Tod klagend verkündet:

— Laßt uns weinen, Kinder, — sang er, — laßt uns heiße Thränen vergießen! Hört ihr's wohl! tot ist, die wir liebten, unser Mütterchen ist von uns gegangen!

Nur die Tannen und Kiefern antworteten mit feierlichem Rauschen: — Still! still! Sie lebt nicht mehr!

Aber niemand schluchzte, niemand rang die Hände, oder raufte sich die Haare; niemand zerriß sein Kleid, zerfleischte sein Gesicht oder stöhnte vor Schmerz. Denn der Schrei der durch den Wald hallte, war kein Schmerzensschrei.

Wir werden kein Futter finden, keine Nahrung!

Keins der rechten Kinder stand am Sterbebette. Fremde Klageweiber schluchzten irgendwo, der Sitte gemäß, aber zum Begräbniß waren sie nicht erschienen.

Der Himmel erwies seiner Anverwandten die letzten Ehren — aus Mitleid, nicht aus Liebe — und schüttelte der großen Königin, unserer Göttin Wanda, einen weißen Grabhügel.

Im Totenreiche irren jetzt düstere Geister umher; überall treiben die guten, wie die bösen ihr Wesen.

Die Väter, Großväter und Urgroßväter, die seit hundert Jahren von Fahren verstorben sind, kommen, um die Täler der Erde wiederzusehen.



Sie kommen aus dem Paradiese, wohin sie Nija, der Führer der Seelen, zu jener Zeit in seinem berühmten Boote durch das Luftmeer gerudert hat.

Andere Geister — die aber auch zu uns gehören — die armen Höllenbewohner, kommen aus dem grauligen Lande, das voller Berge, Abgründe und brennend heißer Lüfte ist.

Es sind die Schuldigen, die die richtenden Gottheiten zum Aufenthalt in jenen Einöden verdammt haben.

Alles, was einst am Leben war, verläßt das Grab und zieht mit seinem unsterblichen, in toten Staub gebannten Geiste in die Welt.

Auf dem Grabe der Erde erscheinen die Geister all der Verstorbenen. Die Geschichte der Vorzeit wird lebendig und die Lebenden werden von Liebe für das Bestehende erfüllt.

Die riesenhaften Recken, die Adler und weißen Edelfalken des Volkes, schweben über den Götteswäldern und Götteshainen, wo sie den Göttern in uralten Zeiten ihre Dankopfer und Gebete dargebracht. Die Lebenden kennen sie den Sagen, den uralten, halbvergesenen Liedern nach.

Diese Toten sind im Laufe der Jahrhunderte gewachsen und sehen aus, wie die Geister großer Welten, — unermesslicher Sonnen oder erloschener Sterne, oder wie Stammgenossen der Himmlischen. Je größer der Zeitraum, der uns von ihnen trennt, desto größer ist der Zauber der Heiligkeit, der sie umstrahlt.

Ihr ruhmvollen Helden, kommt ihr auf die Erde um das große Fest der Altvordern, das AllerseeleNFest zu feiern?

Wer von den Lebenden, oh ihr Mächtigen, wird sich erkühnen, mit Euch an dem Gelage teilzunehmen?



Die Stammväter des Menschengeschlechts, die ungeheuren Riesen, verlassen die Grabstätten und eilen, den Schauplatz ihrer ruhmreichen Thaten zu schauen. Das Feuer der Unsterblichkeit lodert aus ihren Augen; ihre Gestalten weisen eher auf göttlichen, denn auf menschlichen Ursprung hin.

Solange es ein Leben auf Erden gibt, müssen ihresgleichen heilig gehalten werden. In ihrer Nähe wird sich der lebende Mensch seiner Kleinheit bewußt.

Wir Zwerge huldigen euch, da wir eurem Thun nicht gleichkommen können. Indem wir euch ehren, wollen wir uns würdig zeigen, Enkel der Großen zu sein.

Aber jedes Jahrhundert hat seine Zeiten, seine Menschen und seine Art, Huldigungen darzubringen.

Die großen Thaten des Ururahnen scheinen den Ururenkeln oft fluchwürdig zu sein, und die Folge der Zeiten verwandelt sie wieder in segensbringende Werke. So ist es bestimmt im Rate der Götter.

Die Seelen der meuchlings Ermordeten lebten in den Trauerweiden, Pappeln und Birken fort und dort klagten sie in der Nacht und riefen nach blutiger Sühne. Um Mitternacht durchstreifen sie jetzt die Dörfer am Gotteshaine und stöhnen:

— Wo ist der Racheblut, der Blut um Blut vergießen soll?

Aber das alte Gebot der Blutrache ist am Prondnik verstummt.

Denn von Weiten her kommt oft die Kunde, daß der Feind der Menschen, der jenseits der Berge und Wälder im fernen Lande wohnt, uns immer näher rückt.

Die Deutschen dringen nach Osten vor! Sie trinken Menschenblut, sind in Eisen gekleidet und haben zweischneidige Schwerter und Schilde, die glänzen wie die Sonne.



Die Gemeine braucht also viele Männer zur Abwehr des möglichen Ueberfalls, und jeder Tropfen des Stammverwandten Blutes ist ihr teuer.

Die Irrielen, die Seelen der unbetteten Leiber, jagen verzweifelt durch die Wälder und Dickichte und scheuchen die wilden Tiere mit ihrem Wehgeschrei auf. Das sind die Stammgenossen, die zu verschiedenen Zeiten in die Welt hinausgezogen und für ihr Land verloren gegangen sind. Sie haben ihr Leben in blutigen Kriegen gelassen, indem sie für fremde Freiheit, für fremde Götter kämpften, oder den Starken halfen, die Schwachen zu unterjochen. Oh Jammer!

Viele sind in der Sklaverei, im Dienste der Fremdlinge verkümmert, oder haben ihr Leben im Kampf mit dem Unglück vergeudet . . . haben Leib und Seele verkauft!

Erst heute eilen sie — die toten Verleugner — in die Heimat, zum Feste der Toten, denn sie ledzen nach dem Dufte des Vaterlands, nach dem Anblick ihrer Landsleute — der lebenden oder der verstorbenen. Wer wird sich zu euch bekennen, die ihr heimatlos seid?

Eine unausprechliche Sehnsucht martert diese Irrielen und treibt ihre Hüfte umsonst aus der Fremde in das geliebte Vaterland.

Wir feiern das herbittliche Totenfest, die fröhliche und traurige Feier zu Ehren der Ahnen, das Fest der Gräber, an dem die Toten noch einmal im Kreise der Gemeine leben.

Zu dieser Zeit fallen viele Sterne vom Himmel, wie vor kurzem die Blätter von den Bäumen fielen.

Jeder Stern, der dort oben verlischt, soll ein Sterben hier auf Erden bedeuten.



Denn das Erdenleben ist ein Feuer, dessen Schein der Himmel widerstrahlt.

Ein Stern flammt im Verschwinden, die Menschen sehen ihn und sagen:

— Es ist jemand gestorben!

Aber wir lieben das gütige Leben so sehr, daß wir den Tod leugnen und ihn zur Quelle der Unsterblichkeit machen.

Nein, nein, wir sterben nicht!

Zehn Fodte von den Menschenwohnungen am Gotteshain entfernt liegt ein Hügel mit breitem, flachem Rücken, der wohl drei Frohntage mißt.

Viele Gräber bedecken den einsamen Acker, und hie und da wächst ein Baum darauf: eine Weide, eine Pappel, oder eine Birke.

Die Menschen haben diese Stätte den Totenhügel genannt, denn seit sie sich am Prondnik niedergelassen, begraben sie dort die Äsche ihrer Verstorbenen.

Große Felsblöcke liegen auf den Grabhügeln des Totenfeldes und die Geister, die von der weiten Reise ins Jenseits zurückkommen, finden ihre sterbliche Hülle diesem Zeichen nach auf.

Die Verstorbenen setzen sich auf die Steine, oder auf die Wipfel der Trauerweiden, um auszuruhen, um des Lebens zu gedenken, das sie im Heimatlande verlebte, oder vielleicht — wer kann es wissen — um heiße Tränen zu weinen.

Denn traurig ist das Wiedersehen der Gräber, die von den Tränen der geliebten Kinder, der Anverwandten und Freunde benezt sind. Das Herz droht vor Schmerz zu brechen. Die Grabsteine erregen hier



eine unsagbare Angst: sie sind so kalt, und unter ihnen liegt tote Asche. Schmerzliche Klagen scheinen in der Luft zu schweben und Trauer zu schluchzen. Die Bäume rauschen so beweglich, als ob sie weinten oder Gebete für die Toten flüsteren.

Die feierliche Stille schwebt leise von Grab zu Grab, und den Finger auf den Mund legend, gebet sie Schweigen, um die Gräber zu ehren.

— Still!

Keine Würde auf Erden kommt der Würde des Grabes gleich.

Kein Wunder! das kalte Grab ist ein Familienherd, der mehr umfaßt, als die häusliche Flamme. Es vereint die Lebenden um sich her: die Kinder, die Enkel und die spätesten Urenkel, — und die Toten: die Väter, die Großväter und die entferntesten Urahnen.

Die Pforte des Grabes ist schwarz und düster; aber nur durch sie allein gelangen wir in die volkreiche und unermeßliche Welt der Ewigkeit. Und so viel Gräber es auf Erden gibt, so viele weitverzweigte Familien gibt es, so viele Bande, die die Lebenden mit den Toten verbinden.

Oft verschwinden die schönen Sagen von den uralten Ahnen aus dem Gedächtnis der folgenden Geschlechter; aber am feierlichen Feste der Toten erscheinen auch die Vergessenen am Familienherde auf dem Totenhügel.

Vor langen, langen Zeiten haben sie uns einen Funken ihres eigenen Lebens gegeben; sie lieben ihre Sprößlinge und sie nehmen es uns nicht übel, daß wir ihrer vergessen haben. Die Großen und die Toten fordern keine Dankbarkeit.



Die Menschen haben sich an den Gräbern, auf dem Totenhügel versammelt, um die Ahnen zu ehren. Sie haben Schüsseln mit Speisen und Krüge mit Getränken herbeigebracht, und haben große Feuer aus Schlehholz angebrannt — um die Teufel zu vercheuchen.

Demütig stehen sie um das Grab herum, erheben die Hände und die Augen und rufen mit bittender Stimme, die bis zum Herzen dringt:

— Kommt, heilige Geister der Ahnen, setzt euch nieder zum gemeinsamen Mahl, denn so will es die uralte Sitte unseres Geschlechts.

Erhört unser Flehen, ihr Großen und Herzgeliebten, und kommt heute in unseren Kreis. Denn was sind wir, traurige Waisen, ohne euch in diesem Jammerthal? Wir sind gleich den kleinen Zweiglein und Blättern eines ruhmvollen Baumes, dessen Stamm, dessen Wurzeln und mächtige Aeste schon in einer anderen, fernen Welt sich befinden.

Wir leben nur von dem Erbteil der reichen Lebensäfte, die vor Jahrhunderten auf uns gekommen sind.

Wir rufen euch, die ihr Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut seid, kommt herbei!

Wir brauchen eure großen Herzen, oh Geister, auf daß unsere Werke den euren gleich werden. —

Wen würde eine solche Beschwörung ungerührt lassen? Die Mahnung an die Gemeinschaft des Blutes ist ein mächtiger Spruch.

Als bald fühlten die Lebenden in ihren traurigen Seelen die Anwesenheit der blutsverwandten Geister und ihr düsteres Antlitz hellte sich auf.



Beglückt von der Gewißheit, daß die teuren Verstorbenen heute ihre Säfte sind, setzen sie sich ohne Zeitverlust zum Totenmahle nieder. Immer wieder trinken sie vertraulich den unsterblichen Ahnen zu, bald den metgefüllten Keldi, bald den Bierkrug erhebend.

Laßt die Liebe uns vereinen, laßt uns immer einig sein!  
Und sie erneuerten das alte, ewige Bündnis.

Dann erhob der Helseite, der Stammeshäuptling, den gefüllten Becher und mit zitternder Stimme zählte er die Namen und Thaten der ruhmvollen Väter und Urahnenn her, — „der flinken Auerochsen“. —

Wir sind eure Söhne und Erben; und eure Werke sind unser Vaterteil, unser Erbe und unsere Begeisterung! Seid begrüßt, Beschützer der Hütten am Gotteshain.

Er sandte den Blick in die längstverfloffenen Zeiten der riesenhaften Helden zurück, deren Hand die furchtbaren Drachen erlegte.

Von ihnen kündeten jene alten Säger, die schon aus dem Gedächtnis der Urahnenn verschwunden waren, und doch lebte die Kunde fort.

Das Feuer, das der Vergangenheit zu Ehren brennt, ist warm und hell, denn es flammt ewig auf den Hausaltären, und niemand darf es löschen.

Die Geschichte der alten Zeiten, die schönen Sagen, fließen unaufhaltiam, wie die Fluten des Prondnik, von Geschlecht zu Geschlecht und leben in aller Herzen; und die Väter geben sie ihren Söhnen als Erbfück mit.

Wenn der lange Faden der Erinnerung an die uralten Helden-



thaten irgendwo reißt, dann spinnt das Lied das Fehlende noch schöner hinzu und schenkt den Selbsterbenen neues Leben.

Das Lied ist die Krone aller Geschichte. Deshalb ist der Tod, der heißbeweinte, ein ewig grüner Kranz des Lebens. Ohne ihn wären uns Ewigkeit und Unsterblichkeit unbekannt.

Das Grabesfest, das so tränenvoll begann, wird immer fröhlicher. Schon ertönen die Laute der Musik, und die feierlichen Opfertänze beginnen. Die alten Männer schreiten, dem Alter nach zu Paaren gereiht.

— Wir kommen zu euch, oh Ahnen!

Das ist das große Grabesfest, das Fest des Bockes, der den Göttern zum Opfer gebracht worden ist.

Die Geister selbst scheinen zu wollen, daß das Fest fröhlicher werde, denn, unhörbar zwar, aber deutlich rufen sie ihren Nachkommen aufmunternd zu:

— Ihr habt uns zum großen Freudentage geladen, und wir sind doch nicht nur deshalb gekommen, um hier kläglich zu stöhnen und bittere Tränen zu vergießen. Wohin sind die freudigen Lieder, die lustigen Tänze, die fröhlichen Spiele, die die alte Sitte in unseren Zeiten auf den Gräbern heilig hielt?

Die zahlreichen Teilnehmer des Festes, und vor allem die Jugend, hörten den Ruf vernehmlich im Herzen und brannten vor Begierde, der Fröhlichkeit die Zügel schießen zu lassen.

Die Ahnen, sagten sie, sind fröhliche Zecher, warum sollen wir nicht lustig sein, wie die Sitte gebietet?

Aber die Alten thaten Einspruch, denn die Luft der Menschen darf den



Gebräuchen nicht vorangehen, die mit der Ehrung der Götter verbunden sind: jeder Gebrauch hat seine in uralten Zeiten festgesetzte Ordnung.

Eben erwarteten sie die Prophezeiung, die ein begeisterter Wahr-  
sager verkünden sollte; aus den Eingeweiden des Opferbockes hatte er  
erforscht, was die Götter den Bienenzüchtern am Gotteshain im kom-  
menden Jahre bestimmt hatten.

Die Zukunft erfüllt uns Lebende immer mit Sorgen.

Im heiligen Haine erhebt sich ein hohes, auf sechs Eichenpfählern  
ruhendes Dach. Es ist der Tempel der jungfräulichen Wanda.

Auf einem Granitblock steht das schön aus Holz geschnitzte Bildnis  
der Gottheit. Blondes, flachschelles Haar schmückt ihr Haupt, den Hals  
umschlingen Schnüre von kostbaren Bernsteinperlen, Gewinde von Bär-  
lappen umgeben die ganze Gestalt.

Besondere Berühmtheit verdankt das Bild dem Umstande, daß die  
Augen der Göttin mit gutigem und huldvollem Blick gleichzeitig auf  
jedem einzelnen der Betenden ruhen — und wären ihrer noch so viele  
im Tempel.

Heilige Eichen, Buchen, Eibenbäume, Kiefern und herrliche Linden  
beschatten das Bildnis der Wanda im Gotteshain. Und auf den Knorren  
und Ästen dieser Bäume haben die Menschen die Bilder ihrer Ahnen  
und Urahnen aufgestellt, der Beschützer der Familien und Anweisen.

In diesem Heiligtum verrichtete der Wahrsager sein heißes Gebet,  
um die Gottheit zu bewegen, ihm die Zukunft in sichtbaren Zeichen  
zu offenbaren.

Und die Orakelsprüche der Göttin waren so berühmt, daß die  
Leute weit von Wisliza und Sewjesch her mit Gaben herbeikamen, um  
sich Wahrprüche für ihre Unternehmungen zu holen.



Drum pflegte die erhabene Seele des Priesters nicht umsonst Gemeinschaft mit der großen Gebieterin „der Erde, der Luft und des Wassers.“ Sein Gebet begeisterte ihn und entfachte das Feuer des prophetischen Geistes.

Denn jener Tag umfaßte die Thaten der Vergangenheit und in seinem Schoß trug er die Anzeichen der Zukunft, die die Lüfte durchbraute, am Himmel sichtbar war und der verzückten Seele zum offenen Buche wurde.

Endlich hatte der Hellseher sein Werk glücklich beendet und voller Zuversicht trat er hervor, um die Offenbarung zu verkünden.

Im weißen, wallenden Gewande, mit langem, geflochtenem Haar, stellte sich der Priester zwischen die Gräber der Altvorderen und sprach mit vernehmlicher Stimme:

— Männer des Gotteshains, ihr Weiber und Kinder alle, vernehmt die Verheißung der Göttin Wanda und Freude sei in euren Herzen.

Das Volk strömt herbei, umringt ihn von allen Seiten und er beginnt:

— Noch nie, seit ich der geheimen Stimme folgend, die Zukunft erforscht und sie den Kindern der Erde verkündet, noch nie ist eine schönere Prophezeiung aus meinem Munde geflossen, als die ich euch heute bringe.

Zahlreiche Anzeichen haben heute eine besondere Gnade der Götter ahnen lassen.

Die Sonne, die an diesem Tage gewöhnlich trübe und von Wolken umhüllt aufgeht, ist hell und strahlend am klaren Himmel erschienen.

Seht, der Strahlende leuchtet auch jetzt noch herrlich! Der große Gott ist dem Volke hold.

Die Eingeweide des Opfertieres, das die Mutter Erde geboren



und großgezogen hat, scheinen uns reiche Ernte von den Fluren, große Mengen Honig und Wachs in den Bienenstöcken zu verheißen.

Voller Freude über diese Winke des Himmels ward ich von dem heißen Wunsche erfüllt, mit prophetischem Blick in die fernere Zukunft zu schauen, die uns vom Dunkel der Zeiten verhüllt ist.

Aber wo ist der sterbliche Mensch, der die Macht beäße, ein solches Werk zu vollbringen, ohne den mächtigen Beistand der Götter?

Demütig fiel ich also vor dem Antlitze der Gottheit nieder und sandte mein Flehen zu ihr empor.

Gebietende Herrin — rief ich — zürne deinem Diener nicht, weil er um des Wohles seiner Brüder willen die irdische Pflicht erfüllen will.

Der kommenden Lose unkundig, sind wir armen Menschen den jungen Vögeln gleich, die ihr Haupt angstvoll erheben, zum Himmel hinaufschauen und bänglich fragen, ob nicht ein furchtbarer Blitz ihr schwaches Nest zertrümmern wird.

Anders fürwahr sind die Gedanken derer, die des kommenden Tages sicher sind und wissen, was sie nach dem Ratschluß der Götter zu erwarten haben.

Gieb uns die Schicksale kund, oh mächtige Jungfrau, die deiner treuen Anbeter harren, der Bewohner dieser Landstriche, die du huldvoll in deinen Schutze nimmst.

Und mein Geist vernahm die Verheißung einer ruhmvollen Zukunft, oh Brüder.

Ja, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen, groß und erhaben, im Glanze ihrer Herrlichkeit.

Der zukünftige Ruhm unseres Volkes schwebte im Strome der



Geschichte an mir vorüber, wie der Morgenstern, den die Sonnenstrahlen schmücken.

Mit Ruhmeskränzen umwunden, von wunderbaren Liedern erklingend, ging er durch die Welt wie ein König.

Erkannt, von dem Glanze dieser Erscheinung geblendet, konnte ich unser Mutterland nicht erkennen, das barfuß aus den Niederlassungen der Bienenzüchter am Gotteshaine ausgezogen war.

Bist du es, oh Mutter? — flüsterte ich voller Entzücken.

Und zur Göttin betete ich flehend:

— Königin des Volkes, sende mir ein Zeichen, auf daß ich erkenne, daß der Glanz, den ich mit den Blicken des Geistes schaue, die Wahrheit der kommenden Zeiten ist und nicht eine Täuschung des irrenden Menschen. Denn oft erscheinen uns im Traume die berückenden Bilder dessen, was das Herz heiß ersehnt, aber es sind nur Schäume und trügerische Wahngelüste.

Als ich den Blick erhob, sah ich einen Falkenzug, der über dem Gotteshaine schwebte. —

Die Gnade der Götter ist mit uns! rief das entzückte Volk, das seiner Vergangenheit mit Stolz gedachte und jetzt auch an seine Zukunft glaubte.

— Huh! bringt die Metkrüge herbei riefen die Helden.

— Wir leben heute, um das schöne Geßtern unserer Geschichte mit dem uns verkündeten herrlichen Morgen zu verknüpfen!

Aber ehe euch die Luft gefangen nimmt, oh Brüder, vernehmt noch das letzte Wort der Weisagung aus meinem Munde. —



Ein kleiner Vogel — wir nennen ihn Zaunkönig — sprang plötzlich hervor, setzte sich am Saume des kranzgeschmückten Gewandes der Göttin Wanda nieder und sang, der Sonne zugewandt, ein schönes, aber leises Lied.

Nach dem Ratsschluß der Götter sind die Kleinen und Stillen zu allen Zeiten die Samenkörner des Erhabenen, — sie schaffen die Zukunft.

So sprach der Priester, aber niemand hörte mehr auf ihn.

Das Mahl erklang von ungestümer Freude.

So mancher der Feiernden, den die Erinnerung an die ruhmvollen Ahnen im Innersten rührte und die Verheißung des kommenden Ruhmes trunken machte, wußte seiner Lust keinen Einhalt zu thun.

Dann führten die bösen Teufel den Betrunkenen im Walde kreuz und quer und trieben ihren Schabernack mit ihm, indem sie seinem Gewissen spottend zuflüsteren:

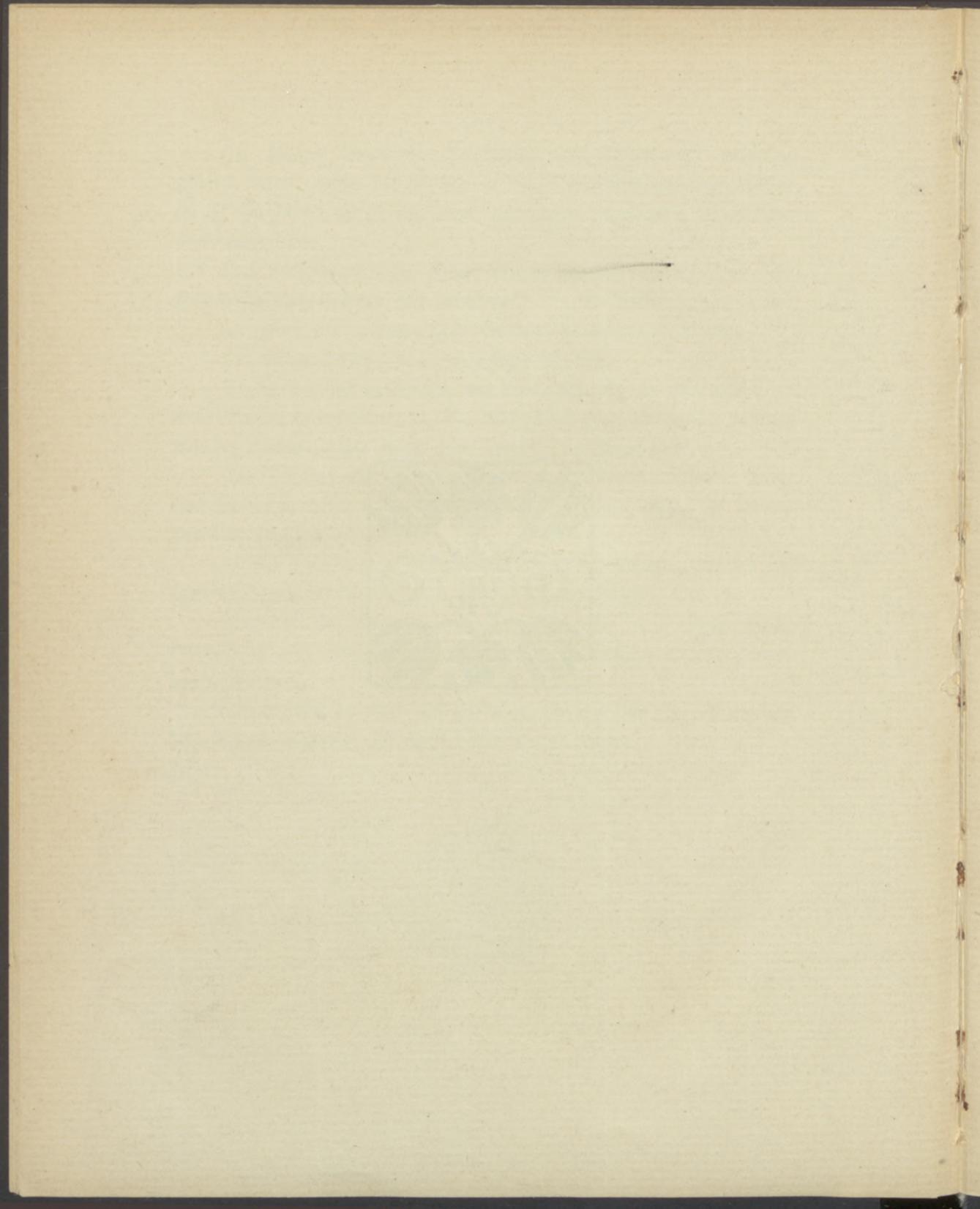
— Der Nachkomme und Vorfahr berühmter Helden reibt sich bei Sonnenaufgang im Sumpfe den Schlaf aus den Augen.

Aber hört der Ruhm deshalb auf, Ruhm zu sein? Nein, er ist da, doch er wird vergehen, denn Götter und Menschen schaffen immer neuen Ruhm.

Und so wird es wohl auf der Welt bleiben, bis „der Stein das Schwimmen lernt und der Hopfen im Wasser sinkt!“









rrfarrt liegt die Erde unter ihrer Schneedecke. Wie armselig und traurig ist es auf der Welt!

Der Frost wird immer stärker. Die bereiften Wälder trauern schweigend ob des Elends der Erde.

Zuweilen vergoldet sie die Sonne mitleidig um die Mittagsstunde, lockt den Zaunkönig aus seinem Schlupfwinkel und heißt ihn singen.

Das Lied des Vogels, das letzte in diesem Jahre, muß wohl sehr traurig sein?

Oh! keineswegs!

Der kleine Heide besingt den höchsten Triumph, den der Strahlende seit der Erschaffung des Lebens feiert.

— Tschick, tschick, tschick! ruft er. Höre, wer Ohren hat zu hören! Nichts, gar nichts ist verdorben!

Denn außer der sichtbaren Welt hat das Leben noch eine andere, zu der weder Tod noch Elend Zutritt haben.



In jener reinen Welt ist der Ursprung des Götterdienstes, der Liebe zu den Vorfahren und ihren ältesten Werken.

Dort wird das Lied geboren und die Götterfeste und heiligen Gebräuche, und die Unsterblichkeit lebt dort ihr ewiges Leben.

In den Hütten am Gotesshain versammeln sich die Weiber in den Spinnstuben, erzählen alte Geschichten von vergangenen Zeiten, von göttlichen Wundern, vom Kampfe mit dem Bösen.

Im Goteswalde aber sang der Zaunkönig das letzte Lied des Jahres. Und wer dem Gesange lauscht, der muß seinen Sinn verstehen.

Er enthält nichts Neues — es ist die alte Sage der Zeiten, ein Blatt aus dem Buche des Lebens.

— Der strahlende Gott und die Jungfrau Erde, das göttliche Liebespaar, haben das Leben, das unschuldige, reine und gute Götterkind, zur Welt gebracht. Sie haben ihm Liebe und Wahrheit eingehaucht und haben ihm die Anmut des Glückes gegeben, auf daß es schön und unsterblich sei. Zu seiner Wärterin und Beschützerin haben sie die Göttin Shywa erkoren, die beste der Götterschwester, deren Antlitz sonnig, deren Blick so rein ist, wie der klare Himmel an einem Sommermorgen.

— Gute und schöne Shywa, warte unser einziges Kind liebevoll, sei ihm hold und erziehe es gut!

Aber der schwarze Gott, der geschworene Feind des Sonnengottes, der ewige Segner seiner Werke, bedeckte das Licht mit Finsternis, erzeugte bleichen Hunger und zitternde Kälte und jegliches Elend, das bereit ist, den Faden des jungen Lebens zu zernagen.



Aber diese Senkerluft befriedigte ihn nicht, und daher erkauft er den verderbenbringenden Tod und seine Gehilfinnen, die mannigfachen und zerstörenden Krankheiten.

Endlich sandte er zügellose Verbrechen, schändliche Unthaten in die Welt, von denen die Reinheit des Lebens schmählich getrübt wurde.

In jenen Zeiten verbreitete der Machthaber der Nacht seine Herrschaft weit und gebietend über die Welt.

Schlimm, sehr schlimm erging es da den Kindern der Sonne und der Erde, die der teuflischen Bosheit, dem furchtbaren Leid, der Schmach und der Vernichtung preisgegeben waren.

Das Böse mischte sich unter das Gute, errang die Oberhand und verwandelte den klaren Born in eine häßliche Lache.

Viele Geschöpfe gerieten ganz und gar in die Macht des Schwarzen; sie gingen ihres Verstandes, des Willens zum Guten verlustig und dienten dem gebieterischen Fürsten der Finsternis, der mit Furcht und Schrecken regierte.

Anderer Wesen, die von den Teufeln verfolgt und gemartert wurden, wagten es nur insgeheim dem Schöpfer zu dienen und ihn zu ehren.

Das wilde Geschrei eines verzweifelten Kampfes dröhnte durch die Welt; die friedliche Arbeit wurde zum offenen Kriege.

Das Menschengeschlecht war so erniedrigt, daß es den Raub und den Mord über jegliche Tugend erhob.

Was bei den Tieren wilde Grausamkeit war, wurde bei den Menschen Heldenthat genannt.



Der zweifüßige, nackte, wehrlose Märtyrer machte eine harte Schule durch.

Von graufamen, wütenden Ungeheuern verfolgt, floh er geängstigt von Dickicht zu Dickicht.

Von den Zähnen und Klauen der blutgierigen Feinde zerfleischt, heulte er vor Schmerz und zeichnete keine Spur mit seinem Blute.

Weder bei Tag, noch bei Nacht hatte er einen Augenblick Ruhe.

Da rang Shywa, die von dem fruchtlosen Bemühen um das Glück des Lebens ermattet war, die Hände und flehte ratlos und verzweifelt zum Sonnengott empor:

— Du bist allmächtig, oh Vater, und wunderthätig! Siehe, dein Kind ist verunstaltet und läuft Gefahr, die Würde zu verlieren, die ihm seine göttliche Abstammung verliehen! Seine Speise ist Asche, und Thränen mischen sich in seinen Trank; es wird von den Banden der Gefangenschaft gemartert und ist der Schande preisgegeben. Oh Herr! bewahre dein Kind vor Verderbnis und Verkommenheit! Rette es, oder vernichte das Dasein, das heute so schmachvoll ist! Die schützende Kraft meines Schildes reicht nicht aus, wo nur des Perun Pfeile die Bosheit der Uebermacht vernichten können.

Da blickte der Strahlende vom hohen Himmel und sein gültiges Auge sah das Uebermaß des Elends, das sein geliebtes Kind bedrängte.

Eine Trauerwolke verdülterte sein schönes Antlitz und er sprach tiefbetrübt:

— Geliebte Götterschwester, strahlende Shywa, ich habe das Böse nicht erschaffen, es entsteht ohne mein Zuthun. Ein fremder, böser Samen ist tief in mein Schöpferwerk gedrungen und hat es von Grund auf verwandelt. Aber wisse, oh teure Schwester, dem Herzen des



Schöpfers ist das Zerstoren des eigenen Werkes zuwider. Und ich, der ich die erschaffenen Welten mit Liebe durchdrungen, ich kann mit der Rachsucht nichts gemein haben. Daher wende ich mich ab von der häßlichen Fäulnis, die mir die schöne Welt des Lebens befudelt hat. Ich sehe nicht hin auf die gottlosen Thaten der Entweihten, ich will nichts von ihnen wissen und meine Rechte weiß nicht, was Strafen ist.

Die Aufgabe des Gottes ist nur, liebevoll schöne Welten zu schaffen und sich in ihnen, die seine vollkommenen Werke sind, zu spiegeln.

In seiner Bosheit findet das Böse seine Strafe und eilt selbst dem Verderben entgegen; der Tugend aber verleiht es Schönheit und Macht.

— Oh strahlender Herr! die Schwächsten leiden und vergehen im Foch der Bösen! Ist das der Zweck deines Meisterwerks? —

Die Sonne aber antwortet:

— Ich achte die kleinen Dinge gering; die Schönheit göttlicher Vollkommenheit ist der Zweck des Schöpfers, und deshalb muß alles vergehen, was schwach und mittelmäßig, was der Unsterblichkeit unwert ist.

Ich, der Vater, habe dem Leben schöpferische Kraft geschenkt, und ich weiß, dieses Erbe genügt, eine neue Welt zu schaffen, in der weder Tod, noch Elend den Zutritt haben.

Die Stillen und Leidenden sind die Samen großer Dinge; laß sie das Haupt erheben und in den Himmel schauen! Der Glanz der Unsterblichkeit wird in ihre Seele herniederfließen; das wird der Augenblick der Empfängnis sein, und dann wird mir das Leben ein geliebtes Enkelkind gebären.

Eile, liebliche Schwester, und verkünde der Welt meine Worte.



Das Elend, der Tod sind vergänglich; das Leben ist zu anderem geboren.

Seh, göttliche Jungfrau, und erschließe dem Leben die Thore der Unsterblichkeit mit deiner reinen Hand! —

So sprach er würdevoll. Schönheitstrahlend durchleuchte sie das irdische Jammerthal und verkündete das ewig dauernde Glück.

Das Leben nahm die besten seiner gottgeschenkten Kräfte zusammen und schuf sich außerhalb der Grenzen der Erde eine neue, eigene, wunderbare Welt.

In unermesslichen Höhen, die der irdische Blick nicht erreichen kann, weit ab von unserem Thränenthal, erhebt sich eine Welt des reinsten Glücks, der würdigste Tempel des Lebens.

Himmelfürmendes Sehnen, erhabene Träume, göttergleiche Schönheit wohnen in diesem neuen Lande.

Schön ist die Erde im fröhlichen Lenz, wenn sie den Glanz der Sonne widerstrahlt, wenn sie in den Farben des Regenbogens schillert, wenn berauschende Düfte ihr entsteigen und Lieder der Wonne ihre Weiten durchklingen.

Aber ihre Anmut erblaßt vor der Schönheit der Welt, die jetzt von edlen Geistern, in denen ein Gottesfunken lebt, geschaffen worden ist.

Das neue Schöpfungswerk erglänzte wie eine zweite Sonne über der alten Welt; es umstrahlte ihre traurigen Tiefen und sandte ihr die großen Eingebungen der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe.

In dieser Welt offenbarte sich der Gedanke mit ungeahnter Macht.

Den armen, leidbezwungenen, vom Verbrechen erniedrigten Bewohnern der Erde ruft eine Stimme von oben voller Zuversicht zu:



— Das Leben der Bosheit und des Elendes ist vergänglich und dem Tode geweiht!

Bewundernd blickt die lebende Welt zu dem gelegneten Lande der frohen Hoffnung auf und träumt von der Erfüllung ihres Sehns, und sieht ihr verklärtes Bild in dem eigenen vollkommenen Werk.

Das Leid scheint nur da zu sein, um in unseren Seelen um so heißere Sehnsucht, um so schönere Träume zu wecken. Aus diesem Sehnen und Träumen aber erseht eine unermessliche Kraft, die dem siech gewordenen Leben immer schönere Gestalten verleiht, denn aus der Sehnsucht heraus und aus den Träumen wächst die schaffende That.

Wie schön ist das Leben in jener Welt!

Das sind die Wege, auf denen die Geschichte des Lebens wandelt.





EDABROWA

Biblioteka Główna UMK



30001014947

